Zettelkasten

Richard von Schaukal

SCHAUKAL / ZETTELKASTEN
EINES ZEITGENOSSEN

RICHARD SCHAUKAL

ZETTELKASTEN

EINES ZEITGENOSSEN

AUS HANS BÜRGERS PAPIEREN

1 · 9 · 1 · 3

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER

VON DER ERSTEN AUFLAGE DIESES BUCHES SIND FÜNFZIG EXEMPLARE AUF VAN GELDER BÜTTEN ABGEZOGEN, NUMERIERT UND VOM VERFASSER SIGNIERT WORDEN

EMIL VON WOHLGEMUTH
IN FREUNDSCHAFT
GRINZING, IM APRIL 1913

MOTTO:

„Wir werden es nicht ändern." Wir nicht, aber von Euch ist ja gar nicht die Rede. *Idem*

Präludium

Marcus Atilius Regulus, als Konsul in Afrika von den Karthagern überfallen und gefangen, ward in die Heimat entlassen, nachdem ihm der Eid darauf war abgenommen worden, dass er zurückkehrte, wenn nicht einige vornehme Punier den Ihren zurückgegeben worden wären. Vor dem Senat in Rom weigerte er sich, seine Stimme abzugeben, da er nicht Senator, sondern unfrei wäre, seine Ansicht aber war, dass man jene Gefangenen, als ihrem Volke bei ihrer Jugend nützlich, nicht ausliefern sollte, wohl aber ihn, den

Alter bereits aufgebraucht hätte. Und er begab sich denn auch nach Afrika zurück, wobei es ihm wohl bewusst war, dass er grausamen Martern erbitterter Feinde entgegenginge, verliess Vaterland und die Seinen, unerschütterlich in seinem Entschlusse, denn er war der Meinung, dass man einen Eidschwur zu halten hätte.

Solche Sachen gefallen mir, Hans Bürger, Sohn eines Kaufmannes, der ich, wenn auch nicht den ganzen Tag, so doch einen beträchtlichen Teil davon die Stickluft meiner Zeit atmen muss.

Ich liebe den Schein und die Wahrheit, aber nicht so, wie die Menschen sonst es belieben: am unrichtigen Ort. Im Moralischen hass ich den Schein. Gerade hier wünschen sie ihn zu sehen; sie lassen ihre Augen geradezu blöde werden vor der Wahrheit. So etwas bemerkt man nicht, sagt man nicht. Warum nicht? Weil es die Wahrheit ist. Unsre Gesellschaftsordnung ist Schein, von allen — die Minierer unterhalb der Bühne ausgenommen — einander und so sich gewährleistet. Alle unsre sogenannten Prinzipien sind Schein, Schaum. Das Traurig-

ste ist es, dass wir die Kinder, die den feinsten Takt für Wahr und Falsch besitzen, systematisch in unsre ebenso faden wie sterilen Konventionen hineinzwängen. Sag bitte, sag danke. Das Kind sagt: ich will. Wir sind so weit entfernt davon, zu wollen, wirklich zu wollen, dass wir geradezu entsetzt sind über Willensakte, sie verpönen. Nie nein sagen. Auch so eine Kastratenregel. Ich sage ebenso gern nein wie ja. Es muss nur stimmen. Wenn die Menschen aber nein sagen, dann lügen sie. „Ich wüsste nicht . . .“ Zum Teufel: ich weiss, ich weiss es nicht. Um so lieber verspricht man. Und den armen Kindern bleut man's ein: Versprich, dass du das nie mehr tun wirst . . . Bis zum nächsten Mal!

Zu genau, zu scharf, zu vieles auf einmal und hintereinander darf man nicht sehen, um darstellen, überhaupt tun zu können. Für den Menschen der Tat gibt es keine Probleme.

„Da muss man eben," sagt der Einfache. Zum Beispiel reisen, wie man heute reist, in einem dahinrollenden Gefängnis sitzen stundenlang, unentrinnbar, weil man ein Ziel hat. „Was ist daran?" fragt der Einfache. Andere werden schon bei dem Gedanken fast irrsinnig. Und das Entsetzliche am Sehen-können ist das Miteinemmal, das Plötzliche. Man

erblickt zum Beispiel „die“ Untreue. Andere, Einfache sagen selbstgefällig scherzend: Ich bitte Sie, jede Frau ist zu haben.

Sie meinen es nicht einmal so, sie sehen es bloss nicht.

Eine der ödesten Einrichtungen, die der „Menschengeist" ersonnen hat, sind „gesellige Zusammenkünfte". Man hat einander nichts zu sagen und redet doch miteinander. Das Unbegreifliche daran ist es, dass diese läppische Mühsal als Erholung erachtet wird. Aber was kann man von Gehirnen erwarten, die, wie ich es heut erst in der Elektrischen Strassenbahn meinen Ohren leider nicht habe ersparen können zu vernehmen, sich damit befassen, zu erörtern, „was das gestern für ein militärisches Begräbnis

gewesen sein kann". Sind solche „Seelen" auch unsterblich?

Immer enger schliess ich mich an Kinder, Tiere, Bäume und Geräte.

Die sogenannten Begabungen, also die Unfähigkeit zur gesegneten Durchschnittsleistung, auf der die menschliche Gesellschaft beruht, sind mir ein Greuel. Sie bieten im Grunde nichts von Belang und erzeugen unbefugte Ansprüche an das taube Dasein. Was wird denn aus allen diesen armseligen Vorzugsschülern! Schlichte Tüchtigkeit, unscheinbares Aufgehen im Ganzen, kurz das, was man früher farbig hat zusammenfassen und gliedern können, das fehlt allenthalben.

Das Kleinliche ist das eigentlich Menschliche. Kein Tier ist kleinlich. Die sogenannte Eitelkeit mancher Tierarten ist Selbstgefühl. Wie die Eitelkeit des Weibes, das überhaupt schon nach seiner Bestimmung dem Tiere nahe steht (was beileibe keine geringschätzige Bemerkung sein soll). Aber diese schäbige Kleinlichkeit des Intellekts, der in allem sich mit seiner ganzen Unzulänglichkeit zu nichtiger Geltung bringen will!

Wie prächtig traben Pferdehufe durch die Welt, selbst über das Pflaster der Stadt! Wie viel muss ein Mensch schon von der

Natur mitbekommen haben, um es damit nur aufnehmen zu können! Tiere, solange sie der Mensch nicht missbraucht, haben keine Mängel, bloss mehr minder gefällige Merkmale und Eigenschaften. Aber der durchaus mangelhafte Mensch will immer irgendwie als Individuum in Betracht kommen, und aus den wechselseitigen Reibungen entsteht alles, was das gewöhnliche Dasein so hässlich macht.

Zeremonien erhöhen das Leben. Aber sie müssen aus ihm hervorgehen. Zeremonien neben dem Leben sind wie Schwerhörige in Gesellschaft; es besteht bloss eine scheinbare Verbindung. Zeremonien wirken willkürlich, wenn wir nicht darin sind. Manchmal ist ihr Rhythmus so gross, dass er uns wider Willen ergreift, mit einbezieht, mitschwingen macht. Freilich nur, wenn etwas in uns darauf vorbereitet ist. So ist es der Fall bei allen religiösen Zeremonien, denn es ist nicht zu leugnen, dass wir ein metaphysisches Bedürfnis haben (das nicht zu

verwechseln ist mit der metaphysischen Veranlagung, die eine metaphysische Neigung erzeugt. Die Menschen ohne metaphysische Anlagen vermeinen, jenes Bedürfnis in Abrede stellen zu sollen). Eines aber muss eben so deutlich gesagt werden: die Zeremonie als solche ist belanglos, ihr Sinn liegt in ihrem Mittelpunkt, und von dem gehen unzählige Kreise aus. Dass man sich an einen davon hält, ist Erziehungs- und Geschmackssache.

Die Willensfähigkeit ist im Geschäftsgeist, dem Unternehmersinn aufgegangen. Alle andern Berufe entraten ihrer. Nur der Kaufmann, der Industrielle sind heute selbständig und wollen. Alles andere, nicht zuletzt die Vertreter der Staatsaufsicht, ist abhängig. Die Welt beherrscht der Erwerb. Ihm dienen Politik, Verwaltung, Heer, sogar die Kunst. Daher zerstört man überall das Schöne zugunsten nicht etwa des Nützlichen, sondern des Nutzbaren und beutet die Natur aus, statt sie zu geniessen.

Immer weiter entfernt der Mensch die

Natur von sich, da er sie aber, der noch so flüchtigen Erholung halber, dennoch braucht, sucht er die Entfernung von ihr immer rascher zu überwinden, wobei es ihm freilich geschieht, dass er sich im Mittel verschwendet und den Zweck versäumt.

Das Beste, was wir den Kindern geben können, ist Ehrfurcht. Nur der Ehrfürchtige kann verachten. Verachtung aber ist genau so sittlich wie Ehrfurcht. Der Mensch von heute zersplittert sich in Gefühlchen. Er ist sentimental und gemein zugleich. Er vergibt sich leicht an Geringfügiges, weiss die grossen Masse nicht mehr, verwechselt eines mit dem andern. Sein Leben ist ein Gemisch von Selbsterniedrigung und nichtigem Genuss. Er kennt die Befriedigung des Wagestands der Gleiche nicht. Den kann ich aber nur erreichen, wenn auf der einen

Schale Ehrfurcht ist, auf der andern Verachtung. Mit Kompromissen kommt man wohl über Situationen hinweg, aber man gelangt nie zu sich, und die Probleme fliehen den Schächer.

Es ist das Wesen der Philosophie — die der Phantasie nicht entraten kann —, dass sie ausschweift. Sie ist das jeweils Höchste, aber Besinnung ist fester. Und wer sich besinnen kann, gelangt zu Sicherheiten. Sicherheiten sind die sittlichen Elemente: Liebe, Stolz, Demut, Dankbarkeit, Wahrheit, Treue.

Warum sollen wir das Eine, Ungeteilte, Ewige in uns nicht Seele nennen dürfen? Aber wir geben euch, wenn ihr es durchaus haben wollt, den Begriff preis, da wir doch das Wesen behalten. Was ist das,

was wir als Seele empfinden? Wir können es nicht bestimmen, nur umschreiben, aber wir fühlen es wirken. Nicht cogito, ergo sum, sondern sum, quia efficio.

Zu den unumstösslichen Erfahrungen gehört das Vorhandensein von adeligen und unadeligen Menschen. Und mag Adel im letzten Grund ein Problem der Züchtung sein: Rasse ist doch etwas Ursprüngliches. Man kann Gegebenes veredeln, aber nur aus seinen Möglichkeiten heraus, nicht von aussen hinein.

Adel ist Seelisches, aber Seele ist nicht ohne Form. Auch Weltseele ist nur in der Form der Welt. Form ist Manifestation des Prinzips Seele, wenigstens für uns Geformte, an Formen Lebende. (Das schliesst die Denkbarkeit anderer Manifestationen nicht aus.)

Die Idee des allgemeinen Todes, die Vorstellung des unbedingten Sterbenmüssens ist von grauenhafter Unmöglichkeit. Es kann mit den Menschen nicht anders sein als mit den Bäumen, mit den Tieren nicht anders als mit den Pflanzen. Unendliche Wiederkehr, immer in andern Gestalten. Gibt es doch überhaupt kein Sein, nur ein Werden. Sein ist nur im unendlichen Gedanken, der die Einheit erfasst. In diesem einen Gedanken steht gleichsam alles still. Er ist der Mittelpunkt der Welt, ihr Ausgang, ihr Eingang. Die Welt ist also nur immer wieder mit einem

Mal zu begreifen. Sobald man sozusagen wieder geordnet zu denken beginnt, sich mit dem Bedenken von einem Anfang aus in Bewegung setzt, entgeht einem bereits die Welt. Die Welt lässt sich nicht so, allmählich, denken. Das logische Denken erreicht sie nie.

Merkwürdig ist die Tatsache, dass in Familien, die zu Wohlstand gelangt sind, schon die zweite Generation auch im Physischen das Gepräge Wohlgeborner trägt. Das Gehaben kann die durch Geldmittel ermöglichte bessere Erziehung geben, die Bedürfnisse stellen sich von selbst mit der gesicherten Lebenshaltung ein; dass aber auch die Gesichtszüge und die Körperformen sich dem sozialen Aufsteigen anpassen, ist, wenigstens in solcher Raschheit, eine auffallende Erscheinung. Übrigens bemerkt man auch, dass Pflege an einem und demselben Menschen den

Körper umschafft. Das hierfür bezeichnendste Beispiel sind aus niedrigsten Schichten stammende, ja in der Kindheit und der ersten Jugend noch durch (mitunter schwere) Arbeit und allerlei Entbehrungen entstellte Mädchen, die oft schon nach sehr wenigen Jahren eines aufs Äusserliche gestellten Daseins — Bühne, grosse Hetäre — ihren Leib bis auf die feinsten Einzelheiten — Hände und Nägel, Teint — herausbilden. Gemeinheit freilich ist angeboren und wirkt nur um so verletzender, wenn sie sich gegen die angenommenen Hüllen des Parvenütums urwüchsig auflehnt.

Vom Lesen

I

Welchen Sinn hat das in Schriften gehäufte Werk eines grossen Geistes? Doch nicht den, dass es, mehr oder weniger ganz, da sei. Denn die Schriften, diese von so vielerlei Zufälligkeiten abhängigen Schriften sind eines grossen Geistes geringste Mitteilung. Pars pro toto: gewiss. Und insofern auch nur gefallen sie. Insofern aber genügte jeweils pars partis. Das will besagen: diese Sammlungen, zumal diese „Nachlesen" und Lesarten, überhaupt die sogenannte Ganzheit, sind im Grunde für niemand

da. Man müsste sonst als Liebhaber, Geniesser, Verehrer verzweifeln, sich den Kenner beschämt selbst dort verbitten, wo man wirklich weiss, fühlt, ahnt. Es ist doch nicht anzunehmen, dass einer je den ganzen Goethe gelesen hätte, um so weniger den ganzen Herder dazu und den ganzen Lessing, den ganzen . . . usw. Vielleicht gibt es derlei handliche Schwamm- oder Siebgehirne. Ich bedaure die Armsälinge.

Wenn einer eine grosse Bücherei aufgestellt hat und sich daran, am Besitz, an der Möglichkeit, stets zu schauen, zu tasten, zu kosten, freut, mag es ihm zustossen, dass eine alte Tante oder ein junger Neffe erstaunt, bestürzt, bewundernd, entsetzt die Frage an ihn richten: Und du hast das alles gelesen? —

Tröste dich, sagt man der fröstelnden alten Tante, dem glühenden jungen Neffen, nein, ich habe das alles nicht gelesen. Es ist auch gar nicht notwendig.

Aber auch andere begreifen einen hierin nicht, Leser zumal, Leser, die immer wieder Bücher, entlehnte Bücher lesen, auslesen. Diese wüsten Bewältiger von Massen ahnen nichts von den wahrhaftigen Lesefreuden dessen, der nur das Lesen geniesst, und zwar mit Mass und Wechsel. Ich habe mir einst als Jüngling mit scheuer Bewunderung einen Beflissenen zeigen lassen, der, wie es hiess, je in einer Nacht Buckle, History of the civilisation, und Burckhardt, Kultur der Renaissance, zu lesen imstande gewesen war. Heute müsste ich einen solchen Fresser geradezu verachten.

Im übrigen ist auf diesem Gebiete wohl zwischen der Jugend und der Reife zu unterscheiden. Die Jugend mag viel lesen, verträgt auch viel. Zumal in den Jahren zwischen zwölf und achtzehn verschlingt sie unglaubliche Mengen. Diese grobe erste Nahrung des werdenden Geistes baut ihn massiv auf. Es sind die ungeprüften verborgenen Grundlagen, ein ununterscheidbares Gemisch von allerhand Beschaffenheit. Vieles wird spurlos wieder ausgeschieden, manches stört noch spät, das meiste stützt bloss, längst unkenntlich geworden.

Das Schönste ist, vom glühenden Abenteuer der ersten bezwingenden Lektüre des Gewaltigen abgesehen, das Wiederlesen, das Zurückkehren, Wiederfinden, Sich-selbst-bestätigen und -vertiefen von

Eindrücken, das oft fast magische Erkennen des scheinbar Vertrauten. Und das Traurigste ist das von Geliebtem, Gehegtem Enttäuscht-werden. Wenn sich der gehütete, aber lange nicht besehene Schatz als Moder erweist.

Auch Lesen lernt man. Freilich nicht, solange man zur „Zerstreuung" liest. Denn wahres Lesen ist Sammlung.

II

Man sollte es nicht für möglich halten, wie verbreitet noch immer das Leihbibliothekwesen ist und in welche Schichten — nicht soziale sind gemeint, sondern geistige — es hinaufreicht. Mag das fast ehrwürdige typische „Institut" noch hingehen, das mit dem älteren Dumas Epoche macht und Hacklaender als sattsam verruchten Autor nur an standfeste Gemüter ausfolgt. Aber wenn man staunend erfährt, dass nicht bloss bildungsgierige und minderbemittelte Studenten, sondern auch Männer von Urteil und

in bürgerlich gewichtiger Stellung wahllos Balzac und Otto Ernst, Eckstein und Hamsun, Ebers und Dostojewski aufs Nachtkastel beziehen, dann begreift man es, dass sich bei uns die Literaten snobistischer Auchkultur als die Vertreter aller erlauchten Schönheiten fühlen; denn solchem Tiefstand der ästhetischen Erziehung gegenüber haben sie in ihrem dritten Reich ein leichtes Spiel ungefährdeten Selbstbewustseins.

Sind denn im übrigen unsre Zeitschriften besser, sehen wir nicht auch hier dieselbe Mischung von Futter mit Schaugerichten? Die gediegene, mit einem ästhetisch geschulten Niveau heikler und wählerischer Leser rechnende Art, wie sie in Frankreich und England die Regel ist, bildet bei uns die Ausnahme. Dagegen

können wir uns, wenn es darauf ankommt, der beliebten Autoren rühmen, die für die illustrierten Blätter alljährlich nach der Elle Romane machen.

Woran liegt es, dass man bei uns nur die Extreme sieht: den — natürlich auch schreibenden — Snobleser und den stumpfen Verdauungsabonnenten? Wir haben kein Publikum für grosse Schriftsteller wie Anatole France oder Wilhelm Raabe, diese beiden durchaus unähnlichen Geister als zwei für ihre Nationen bezeichnende erlauchte Namen und Werte aus der Fülle der Zeiten herausgegriffen. Denn France oder Raabe kann man weder aus der Leihbibliothek weg lesen, noch findet man ihre Verwandten in den um ihrer selbst willen erscheinenden Revuen der geschwätzigen Literaten.

Der sogenannte bessere Mensch liest bei uns ausser der Zeitung höchstens noch Fachzeitschriften oder beim Friseur und im Coupé Witzblätter. Kann man sich etwa einen hohen Beamten vorstellen, der am Abend Henry Beyle vornähme oder Gottfried Keller? Die Pflege der nährenden und veredelnden Lektüre bleibt dem unreifen Alter vorbehalten und den zünftigen Schriftstellern und Professoren.

Der Mensch ist vor allem, was ihm fehlt, das heisst, es ist für ihn bezeichnend, was er gerne wäre. Denn dieses ist er gewiss nicht. Und so kann man ihn bestimmen. Aber man macht vor andern lieber das aus sich, was man ist, man will es nicht Wort haben, dass man damit unzufrieden sei.

Das Erste, Nächste, Verbreitetste, Unausweichliche, womit man zu tun hat, ist die menschliche Gemeinheit. Sie hat nichts Aufregendes, ist aber auch nicht lächerlich. Sie ist immer wieder entrüstet und ge-

kränkt, stets begehrerisch und oft auf das langweiligste mitleidig. Sie lässt sich alles gefallen, es kommt nur auf die Umstände an. Sie verkörpert sich in den Einzelnen wie in Einrichtungen, sie hat ihren Markt, ihren Kult.

Ich habe mich, indem ich meine Natur dazu erbildete, daran gewöhnt, sie durch tonlose Liebenswürdigkeit um ihre Wirkung auf mich zu prellen. Sie ist ein Zustand, mit dem man sich abfindet. Aber der immer wieder einmaligen Ungerechtigkeit gegenüber versagt meine Haltung. Da ich Verantwortlichkeit und Gerechtigkeit über alle andern moralischen Eigenschaften stelle und beiden kaum jemals auch nur von weitem begegne, bin ich sozusagen beständig mit unerlöster Verehrung erfüllt, und sie verwandelt sich

sofort in heftige Verachtung, besser: sie wirkt als diese, wo ich auf Ungerechtigkeit und Gewissenlosigkeit stosse. Jenem allgemeinen Zustand gegenüber wird man bei einigem Humor etwa zum Satiriker, dieser Gesinnung möchte man immer wieder mit der Faust ins Gesicht schlagen.

Mich nennen die Menschen, wohlmeinende und übelgesinnte, allzu aufrichtig, unvorsichtig. Ich geb es ihnen zu, ich sag es ihnen vielmehr voraus und bin so vor ihnen ziemlich sicher. Das ist meine Art: mich zurückzuziehen, indem ich mich hergebe. Indem ich meine Oberfläche bis an die jeweilige Grenze des Augenblicks ausspanne, sitze ich um so fester im Mittelpunkt. Es ist ein Spiel, dessen Reiz wenige zu würdigen wissen. Aber es macht

müde. Und ist, wie alles Spiel, zwecklos. Dass ich es spiele, ist meine besondere Menschenverachtung. Bis auf ein paar Seelen, die ich liebe, weil ich in ihnen wie bei mir bin, sind mir die Menschen bloss lästig. Jene Seelen aber gehören wenigen Lebenden und vielen Toten. In diesem Sinne glaub ich nicht an den Tod.

Man erzählt von einem Minister, der wie Eulenspiegel dazu verurteilt zu sein scheint, mit seinem Namen für allerlei Geschichten herzuhalten, dass er „nicht einmal" die Rangsklassen seiner Beamtenschaft kannte und von Neuernannten, die zu ihm für ihre Beförderung sich zu bedanken gekommen waren, leutselig und verlegen zugleich sich habe erklären lassen, was sie denn jetzt eigentlich geworden wären.

Aber es gibt doch wohl nichts Gleichgültigeres als derlei Kenntnisse. Man nehme nur einmal den Fall an, ein Ausländer

erkundige sich nach Dingen, die als allbekannte Einrichtungen überlegen lächelnden Einheimischen geläufig sind.

Ein Böttcher wird die Fachausdrücke seines Handwerks selbstverständlich finden, weil er sie weiss. Dem Zuckerbäcker sind sie fremd. Ein Swift ist allgemein nach allen Graden des Verständnisses verständlich. Der Fachmann ist ein Barbar: er kann sich vor „Laien" nicht ausdrücken.

Wir sind angefüllt mit ungeprüften Meinungen. Erst flössen sie uns die Eltern ein, dann stopft die Schule einen damit bis zum Bersten voll; hierauf kommt das sogenannte Leben, eine Erbärmlichkeit. Bis sich endlich einmal einer vor sich selbst befindet wie vor einer Mauer. Aber da kehren die meisten wieder um, gehen zurück ins „Leben", auf die grosse Strasse, pantschen wieder im Dreck der Meinungen, haben ernste Berufe, treiben Politik, verfallen in Erfahrungen.

Ich erinnere mich an eine Zeit in mei-

ner Kindheit, da ich gerne log. Nur aus Phantasie, ohne Zweck, bloss für mich, um des schönen Scheines willen. Ich erfand zum Beispiel Spielsachen, die ich nicht besass, berichtete davon staunenden Knaben. Dann kam die Schule und strich auch diesen Blütenstaub von meinen Flügeln.

Ich ertappe mich aber noch immer über derlei zwecklosen Lügen. Heute hass ich sie an mir. Zeichen des Alterns?

Jemand hatte sich drei Kugeln in den Kopf geschossen und sich nicht getötet. Sogleich waren Retter über ihm her, und die Kugeln wurden ihm aus dem Schädel entfernt, er ward, wie es im Deutschen so schön heisst, operiert. In einem unbewachten Augenblick zog er sein Taschenmesser und stiess es sich in den Bauch ... Ich will hoffen, dass es ihm diesmal geglückt sei. Selbstmord ist doch wahrhaftig Sache dessen, der sich töten mag. Wen geht das etwas an? Wie kann man es wagen, einen, der sich aus dem Leben entfernen will, davon abzuhalten, gar ihn, wenn es ihm bis auf weiteres misslungen ist, zu „retten"!

Die Lebendigsten sind die Toten. Wenn man von jemand, den man gekannt oder auch bloss — sei es nun des öftern oder einmal, aber mit der Wirkung eines dauernden Eindrucks — gesehen hat, hört, dass er gestorben sei, lebt er sogleich in einem auf, so frisch, wie er es kaum je lebendig vermocht hatte. Man stirbt nur andern, nicht überhaupt. Und dennoch ist es möglich: ein unbekannter, unerfindlicher Toter. Das ist Totsein, nein, das ist Niegewesensein. Aber muss man dazu sterben?

Wenn ich in miselsüchtiger Morgenstunde durch die Stadt gehe, werden allenthalben die Verkaufsräume geöffnet. Roll- und Schubladen werden gehoben und die Schaufenster wieder für die Schaulust als Anziehungsmittel instand gesetzt. Nichts ist grämlicher als diese Kulissenwirtschaft im harten Tageslicht.

Wenn ich das ästhetische Wesen der heutigen Grossstadt, das Ziel ihrer Bestrebung, sich sinnlich zur Geltung zu bringen, formeln sollte, würde ich es ungefähr so sagen: Beleuchtung allein gibt unsern als Baugebilden bloss als Stückwerk wertenden Städten, ihren hässlichen und aufdringlichen, aus barbarisch

überladenen Gebäuden gereihten Gassen Zusammenhang. Im gemachten Licht erwacht wie die verblühte Weltdame die Weltstadt zu ihren ungesunden Reizen. Denn Reiz, nicht Wirkung ist ihr Fluch. Und das, genau genommen, überflüssige künstliche Licht (an das wir uns nur gewöhnt haben, dessen wir, bis auf die bescheidensten Wegweiser, ausserhalb unsrer Heimstätten im Grunde nicht bedürfen) ist der angemessene Ausdruck für diese Absichtlichkeit (die nicht Notwendigkeit ist).

Es gibt keine Einsiedler mehr. Der Wunsch, allein zu bleiben, ist unerfüllbar. Zum Alleinsein — unter Umständen will das heissen: mit den Seinen allein sein — genügt ja noch nicht das körperliche Für-sich-sein, man mag bisweilen von den andern auch nichts sehen, hören, riechen, fühlen. Und wie ist das heute möglich? Wenn man von den nicht immer bequem geübten Dienstleistungen der eigenen Leute absieht, bleibt das Heer der unumgänglichen Lieferanten eine nicht wohl zur eindruckslosen Mechanik des Daseins zu zählende unaufhörliche

Störung. Schon dass immer wieder ein Läuten, sei es der Haus- oder der Wohnungsklingel, sei es des Telephons — dieses lästigsten aller modernen Bedürfnisse — ertönt, muss Gemüt und Nerven des Ruhesüchtigen zur Marter werden. Sei das Haus auch noch so gross, verfüge es gar über eine Dienerschaft- und Lieferantenstiege, entziehen kann sich der so Gewahrte doch nicht dem die Mauern erfüllenden Getriebe des Hauswesens. Ich mag nicht sprechen von Gerüchen der Küche, der Abwässer, vom Lärm der Teppichklopfer. Aber wo ist, selbst auf dem Lande, das Gemach, das einen nach Bedarf vor dem Geräusch der Aussenwelt, zumindest soweit sie Mensch und Menschenwerk heisst, wirklich schützte? Und sei es nur eine surrende Gasflamme: et-

was wird sich boshaft melden. Gar der an die Stadt Gefesselte, wo hat er ein Zimmer, in das nicht die Gasse mit Klingeln, Rattern, Poltern, Trommeln, Tuten, Schreien, mit Lichteffekten, Gerüchen einzudringen vermöchte? Und die Post? Ist sie nicht ein Dämon mit ihren unerwünschten Annäherungen? Lose, Prospekte, Wohltätigkeitsansinnen in allen Formen überschwemmen tagtäglich den Wehrlosen. Auch in die Einöde — gibt es noch Einöden? — verfolgen sie den Flüchtling.

Das alles sind die groben Sinneseindrücke des Heimsässigen, die in ihm das Gefühl der ersehnten Einsamkeit nicht aufkommen lassen, ja ihm, was mehr ist, die physische Ruhe, die er auch des Nachts vergebens erträumt, nicht gön-

nen. Aber an welcher schier endlosen Kette von Qualen gelangt er überhaupt dazu, wenigstens körperlich bei sich zu Hause zu sein! Seit er das unzulänglich schützende Haus verlassen hat, bis zu dem Augenblick, da er es wieder erreicht hat, ist er verfolgt von der Mitwelt in tausend aufdringlichen Gestalten. Er wird gegrüsst, angesprochen, man tritt ihm auf den Fuss, bespritzt ihn mit Strassenkot, nötigt ihn, stehenzubleiben, musiziert ihm in allen Tonarten eines Höllenorchesters in die Ohren, brüllt ihn in grellen Farben von allen Wänden mit Plakaten an, verwirrt ihn mit Drähten, betäubt ihn mit Formen, stinkt und räuchert auf ihn ein. Sitzt er in der Strassenbahn, muss er sich unanständig laute Gespräche gefallen lassen, im Automobil bei der ge-

schäftsrohen Sorglosigkeit des Lenkers für sein und der Passanten Leben zittern, im hintorkelnden Einspänner umklirren ihn schütternde Scheiben, der Fiakerkutscher zwingt ihn jovial zu einer Unterredung. Kauft er irgendwo einen Gegenstand, muss er sich gegen Einladungen, andere ungewünschte mitgehen zu lassen, wehren, sitzt er in einem Speisehaus, drängt man ihm einen Nachbar auf und lässt ihn darum flehen, endlich Bezahlung anzunehmen.

Welche bürgerliche Betätigung ermöglicht es einem, sich ihr zu widmen? Kann man denken, lesen, schreiben, ohne dass man unterbrochen würde? Wieviel Zeit einem von Unbefugten gestohlen wird, bleibe dahingestellt; aber nicht nur Zeit, Leben geht darauf an alle diese zum

grössten Teil unnötigen Verkehrsverfahren! An wie vielen Menschen bloss muss man grüssend und Gruss erwidernd vorbei auf jedem Gang zu dem, was man aus Wahl, Neigung, Pflicht, Zwang zu tun hat! Alle die unzähligen, leider nicht lautlosen Staffagen der jeweiligen Umgebung fordern ihren Tribut. Wahrlich, der stumme, taktvolle Hund ist der Trost, das Labsal des von den ewig redenden Menschen Gehetzten.

Und wie kläglich ist das, was man als Erholung gelten lassen muss! Man verlässt den Ort seiner ständigen Marter, flieht in die Natur, ans Meer, auf die Berge: Bekannte verfolgen einen, Fremde machen sich bekannt. Die Hotels, in denen man, nicht so glücklich, ein ererbtes Waldschloss aufsuchen zu können,

karge Sommerwochen verbringt, zwingen durch gemeinsame Speiseräume, Hallen und Veranden ihre Insassen zueinander, und die wenigsten Menschen sind schonend genug, sich solche Gelegenheiten zur Belästigung Wehrloser entgehen zu lassen. Und auf Reisen: Kann man denn unbehelligt von Führern eine Kirche betreten, vor einem Bauwerk stehen bleiben?

Wie gerne zahlte man für Enthebung vom Verkehr!

Warum darf der Nachbar im Eisenbahncoupé ein Gespräch mit mir beginnen? Ich bin grob, wenn ich ihm nicht antworte. Was aber ist er, der mich zwingt, artig zu sein?

Es ist nicht wahr, dass „es immer so gewesen" sei. Es hat Feste gegeben; heute gibt es Vergnügungsetablissements. Es hat Handwerker und Ackerbauer gegeben; heute gibt es Exportindustrien, Lebensmittelfabriken und Galanteriewarenhandlungen (das Wort „Galanteriewaren" allein ist ein Todesurteil). Es hat Gilden und Zünfte gegeben; heute gibt es Wählervereine. Es hat Reisende gegeben; heute gibt es Fremdenverkehrsverbände. Es hat Mysterien gegeben; heute gibt es Kinotheater. Es hat Paläste, Häuser und Hütten gegeben; heute

gibt es Gesellschaften für Heimkultur. Es hat Haushofmeister, Narren, Lakaien, Läufer, Knechte und Mägde gegeben; heute gibt es Dienstbotenvermittlungsanstalten. Es hat Krieger, Soldaten gegeben, plündernde und abgedankte; heute gibt es Veteranenverbände mit Fahnenpatinnen.

Und betrachtet doch bloss alte Bilder: die Art, wie man Menschen zueinander fügte. Und denkt euch Kommerzienräte, Bankdirektoren, Regimentsärzte, Klaviervirtuosen, Volksvertreter, Redakteure, Häuseragenten, Geschworene so in Gruppen verewigt. Nur die Frauen und manchmal irgendwo Bauern noch und ländlich lebende Nachkommen ehemaliger Herrengeschlechter — es gibt davon bloss Nachkommen — haben das Elemen-

tare, das man mit dem anderer Geschöpfe zusammen denken kann. Aber auch die Frauen sind schon vielfach in der Bewegung begriffen, die zur allgemeinen Gosse läuft... Gibt es denn selbst so etwas wie Spiessbürger noch?

Mein Ältester besucht das Gymnasium. Manchmal nehme ich mit ihm in meiner harten, ungeduldigen Art, die wenig zum Lehrer — dem von der Gesellschaft wahrlich am undankbarsten behandelten ihrer Sklaven — passen würde, einen Abschnitt des lateinischen Lesebuchs durch und bin immer wieder ergriffen von der magern Kraft, der unbedingten Ausdrucksamkeit dieser Sprache von Feldherrn und Weltverwaltern. Man vergleiche damit, was bei uns — des Stammelns der Amtsverlautbarungen zu geschweigen —, durch die Zeitungssudelei

bis zu den Wurzeln hinab verwüstet und von der Jahrhundertplage literarischer Heuschreckenschwärme abgefressen, als öffentliche Sprache gilt.

Aber noch eines: die heutige Jugend weiss mit den Werten des Humanismus, dieser längst heimatlosen Erbschaft starker Vergangenheit, nichts mehr anzufangen, die reine Freude am Unpraktischen, am zwecklos Edeln ist ein Luxusartikel geworden. Ein Luftschiff über der Stadt — und wo ist Epaminondas!

Wenn ich durch irgendeinen fremden Ort gelange — fremd bis auf den Namen — und an elenden Häusern in der alles Menschenstreben auslöschenden Stimmung etwa eines trüben zum Abend hindämmernden Tages vorüberfahre, denk ich mir oft: Wie ist es möglich, dass hier, z. B. dort hinter der Tür, die auf den Hängegang hinausführt, wo Wäsche im Wind schaukelt, ein Mensch wohnt, ein Kind, ein Knabe, der berühmt zu werden nicht nur verlangt, sondern die Gewissheit in sich trägt, und — wie ist es nicht möglich?

Ein von einem Dragoner um halb zehn Uhr vormittag vor ein dreistöckiges schmutziges Haus in der Vorstadt geführtes Reitpferd: was für Gedanken! Wie kann jemand aus diesem gemeinen Gebäude heraustreten, der sich in einen angenehm nachgebenden Sattel hebt, um auszureiten?! . . .

Einige Minuten später komm ich auf meiner Wanderung ins Amt, die an Milchladen, Papierhandlungen, Schnapslokalen, Uhrmachern, engen Haustüren, Kohlenwagen usw. vorüberführt, an einem grossen Garten vorbei, in dem nicht

nur ein Palais, ein märchenhaftes, erlauchtes, abweisendes weisses Palais steht wie in der Natur, sondern wo soeben von Knechten neun Pferde bewegt werden. Es gibt noch in dieser Zeit der Plakate Erlauchte, deren Pferde täglich im Garten geritten werden . . .

Warum kann man sich nicht ohne den üblichen öffentlichen Pomp beerdigen lassen? Muss man das den andern vormachen und den Schmerz der zwei, drei Menschen, die es angeht, die freche Neugier der Unbeteiligten unterhalten lassen, die Heuchelei der belästigten Mitleidenden in Szene setzen? Wozu versendet man überhaupt Anzeigen von Todesfällen? Um der Erwiderungen willen, deren Formel lautet: bittet, den Ausdruck des aufrichtigsten Beileids „anlässlich" des unersetzlichen Verlustes usw.? Und wie gemein-geschäftsmässig sind diese kostspie-

ligen und nach Klassen abgestuften Trauerfeierlichkeiten! — Leichenbestatter: man muss die Kerle sehen in ihrem schäbigen historisch-theatralischen Maskenhabit, wenn sie sich an die Handlung machen! — Und wie entsetzlich ist das Vorbereiten des Toten, die Leichenwäsche, das Ankleiden gar! Man stelle sich das einmal ernsthaft vor: einem Toten einen Salonanzug aufquälen! Solche Dinge sind nur naiv möglich, zum Beispiel im Märchen, wo sich der Schmied Nägel und Hammer mit in den Sarg geben lässt, auf dass er damit die Teufel quäle.

Eine Köchin, die, die Markttasche (aus nachgeahmtem „Leder") am Arm, eine echte Bulldogge ausführt. Jetzt erlaubt sie in einer engen übelriechenden Gasse, wo ein Bierwagen den Weg verstellt und die Geschäftsführer gelangweilt vor den Türen der Laden stehen, zwischen Strassenkehrern, Bäckerjungen und Schulknaben dem feinnervigen, wunderbar gefärbten Rassehund, frei zu laufen. Sie nimmt ihm vom Halsring die Rebschnur ab. Ein Blick auf die Köchin und einer auf den Hund: Herrin (noch dazu in Delegation) und Sklave!

Welchen ethischen Wert hat eine Ordnung, die auf die allgemeine Heuchelei der Anerkennung gestellt ist und dafür die Frivolität der Beteiligten als Folie in Kauf nimmt? Ist es nicht ein Vergehen gegen den heiligen Geist der aufnahmsgierigen und vertrauensseligen Kindheit, dass man ihm Pietätsgefühle für diese scheinhafte Ordnung einflösst? Wie schwer sind später die so verderbten Säfte zu reinigen! Wie hat das falsche Gewissen uns in nützlicher Übung dann feige gemacht!

Ein Alp: Alexander der Grosse, Jesus Christus, Shakespeare interviewt. Was haben Sie heuer noch für Eroberungen vor? Was halten Sie von der Messiashoffnung unserer Leute? Was gedenken Sie im nächsten Winter zu schreiben?

Das ist das Erhebende an der Heldenverehrung, dass sie der nachprüfenden Kenntnis der Taten nicht bedarf. Das Unberechenbare, Nichtnachrechenbare einer grossen Erscheinung ist das sie Bezeugende. Wie von Jesus Christus nicht die bloss für den zu erstaunenden Hausverstand seiner kleinen Umwelt massgeblichen Wunder zeugen, sondern sein irrationales Wesen. Es wäre traurig um den Zauber der Persönlichkeit bestellt, wenn er immer erst der Bestätigung durch aufzählbare Manifestationen bedürfte.

Weder ist der Staat aus Vertrag entstanden, noch haben ihn Weise erfunden; es ist überhaupt nicht der Staat, sondern es sind Staaten entstanden, und zwar durch Gewalt. Man kann überall dort bereits von Staaten sprechen, wo über sesshafte Menschen Macht geübt wird. Der Staat hat keinen ausser sich liegenden, sondern einen immanenten Zweck: die einzelnen gegen alle zu schützen, der Willkür des einzelnen zu steuern.

Es sind Volksgemeinschaften, die sich an einer solchen reifenden Ordnung zu Staaten entwickeln.

Das Recht bewahrt zunächst das Gedächtnis; es wird Überlieferung und endlich, durch Aufzeichnung, Satzung.

In ihm drücken sich die Herrschaftsverhältnisse aus. Über dieses Wesen des Staates darf seine Ausgestaltung durch Verfassungen nicht täuschen.

Die Schwierigkeiten, die wegen der unübersehbaren Verzweigtheit der Forschung heute das Durcharbeiten der einzelnen Wissenschaften behindern, ja dem beflissenen Laien es unmöglich machen, auch nur die zusammengedrängten Ergebnisse mehrerer zu vereinigen, haben — trotz der um sich greifenden Unsitte der ebenso behenden wie unwirksamen Verallgemeinerung eben jener Ergebnisse — ein Vorurteil gezeitigt, dem einmal mit kräftiger Gegenmeinung zu begegnen vonnöten ist, dem Vorurteil, als

hätte diese beängstigend sich steigernde Häufung von Einzelheiten irgend etwas am Wesen der Dinge und ihren gesetzmässigen Verhältnissen geändert. Dem ist durchaus nicht so. Heute noch wie in den Zeiten der alten — wahrhaftigen — Kulturvölker hat jeder Mensch es mit der Welt von vornherein zu tun. Und wer in der geistigen und seelischen Verfassung ist, es mit ihr von sich aus aufzunehmen, wird sie trotz jenem Wust begreifen und sie sich unterwerfen. Sie ist der sich selbst vertrauenden Erkenntnis einfach, eben weil sie — das Ganze — gross ist. Aber freilich gehört ein Ebenmässiger dazu, und es ist bezeichnend für unsern Zustand, dass ihrer, wenn überhaupt, so wenige vorhanden sind, die sich zu sich selbst aufzuraffen imstande scheinen.

Die Krankheit aber, an der wir trotz unsern wiedergekäuten dünkelhaften Einbildungen siechen, erzeugt ein Heer von wahrhaftig fressenden Ansiedlern: den Grind der zeitgemässen Selbstzufriedenen, die, als unsere tatsächliche Oberfläche, uns geschichtlich bedeuten. So werden wir einmal gelten. Und nicht einmal der — immerhin natürliche — Trost bleibt uns, dass wir, weil massenhaft, als überzeugende Gattung wirken dürfen: nein, dieser Aussatz unserer Oberfläche zerlegt sich in unterschiedliche Einzelne, und jeder nichtige Bestandteil regt sich, trotz aller angelernten Sucht zur gegenseitig versichernden Vergesellschaftung, eigensüchtig, eigenmächtig. Nur der zerreissende Blitz des grossen Einfachen kann diese immer unerträglicher sich bal-

lenden Dünste von ihrer längst bloss lastenden Unfruchtbarkeit erlösen: unbewusst sehnt sich diese ganze ungeheure zusammengedrängte Belanglosigkeit nach ihrem Vernichter. Wenige Ahnende aber kranken längst an der Gewitterschwüle, die sich bei den andern, selbst den Nichtigsten, in einer allgemeinen Nervenschwäche, Nervenüberempfindlichkeit bestätigt.

Möchte der Donner endlich rollen!

Der Regenbogen wird die einfachen Farben weisen wie am ersten Tag.

Je tiefer die Wissenschaft ins Innere ihrer Gegenstände eindringt, um so mehr muss sich ihre Tätigkeit vereinzeln (spezialisieren). Ein ungeheures, nicht zu übersehendes Feld mit unzähligen Bohrlöchern, eines neben dem andern: das ist ihr Bild. Gewiss gereicht diese Vertiefung den einzelnen Zweigen der Forschung zum Vorteil, aber vielleicht ist im letzten Grunde der Nutzen für das Ganze doch fragwürdig. Die Frage drängt sich dem auf, der beobachtet, wie im praktischen Verwerten des also bis ins Feinste verästelten Wissens der Mangel — nicht an

Überblick (der ist längst unmöglich geworden), sondern an zulänglicher Kenntnis auch nur des Nächstliegenden sich empfindbar macht.

Die auf wissenschaftlichem Gebiet immer weitergehende Arbeitsteilung, an und für sich bereits fast die Groteske des Prinzips, — ihre tragikomische Parallele ist die Zersplitterung der Handwerksgewerbe — hat aber noch einen in die Augen springenden Nachteil: da jeder seine enge Röhre — ich will nicht sagen, für die wichtigste hält (obwohl es auch solche Käuze gibt), aber schon wegen der steten Beschäftigung mit dem Gegenstand und seiner durch Anpassung vervollkommneten Bewältigung überschätzt, gelangt er nur zu oft zur nutz- und sinnlosen Steigerung seiner mit Opfern an Menschen-

tum erkauften Technik, wird praktisch und geistig überflüssig.

So viel von der Wissenschaft, die immerhin zur Entschuldigung ihres Gebahrens anführen darf, dass sie sich ja niemand aufnötige, sich jeweils an die wende, denen sie so und nicht anders erwünscht sei.

Anders steht es mit der Verwaltung. Auch sie krankt längst an lebensgefährlicher Vereinzelung ihrer Aufgaben. Und hier hat die Allgemeinheit, der sie zu dienen bestimmt ist, denn doch etwas dreinzureden.

Wer als Unbefangener in eine Zelle verschlagen wird, wo ein „Verwaltungszweig gepflegt" wird, staunt, wenn das erste Unbehagen der Unvertrautheit geschwunden ist, über die Masse des Überflüssigen,

worauf wie auf einer Unterlage von niemals abgeräumten Entwicklungshäuten die „Gerenz" mühsam waltet. Solang einem nicht der freie Blick durch beflissenes Untertauchen in den Wust des Trödelhaften versehrt worden ist, sieht man genau die bei allen Lebensverhältnissen ja doch einfachen Grundzüge und wundert sich, dass die Erfahrenen sie nicht erblicken. Später wundert man sich nicht mehr darüber, erkennt resigniert, dass, solange das System nicht durch die befreiende Gewalttat eines Machthabers vernichtet worden ist, im einzelnen nichts zu richten sei.

Man vergegenwärtige sich einmal schaudernd, wie viele Gesetze, Verordnungen, Kundmachungen, Erlässe, Weisungen nur auf einem beschränkten Ge-

biete gelten, um sich zu sagen, dass dieser Zustand zwar unhaltbar, aber im einzelnen nicht zu ändern ist. Doch mit *einem* Schlage könnte das Ganze anders werden. Schon die Vernichtung der bestehenden Vorschriften wäre eine Wohltat für die Menschheit, die die Schwere und Tragweite des an ihr durch das Immerweiter verübten Unrechts gar nicht ermisst: die Lebensverhältnisse ersticken ja in dieser Staubatmosphäre. Und nun bedenke man weiter, wieviel brauchbare Intelligenz, welche Summe von Schaffenskraft nur in der allmählichen Bewältigung des Vorschriftenstoffes aufgehen, was für ein klägliches Ergebnis gewissenhafter Selbstvernichtung ein solcher mit seinem Material überstopfter Verwaltungsfachmann mit den vorschriftsmäs-

sigen Scheuklappen darstellt, um sich über die Unökonomie solches Betriebes klarzuwerden. Es haben sich nicht die Lebensverhältnisse in dem Masse vervielfältigt (kompliziert); man hat sie verwirrt durch ein System des Zugrundedenkens, das in seinem massigen Sichweiterwälzen nicht aufzuhalten, wohl aber zu zerstören ist. Nur einer, der das Gruseln nicht gelernt hat, aber die Sprache der Natur versteht, wird den Wurm fällen.

Politik heisst Verfahren, um zum Ziel zu kommen, wobei man das Moment des (wenigstens vermeintlich) Zweckmässigen zwar nicht zum Begriff zählt, aber mit annehmen möchte. Wer etwas erreichen will, muss sein Verhalten vertreten mögen, zunächst vor sich selbst, er muss sich jeweils darüber klar sein, was er will und was er nicht will. Wer aber mit sich selbst über sein Ziel im klaren ist, kann sich auch verantworten, und wer sich verantworten kann, scheut die Verantwortung nicht, sondern ersehnt sie.

Den tätigen Menschen freuen Wider-

stände. Er bestätigt sich selbst in seiner Lust, sie zu überwinden, weil er sich dazu die Kraft zutraut. Jeder Schritt ist Kampf mit dem Weg. Wer kein Ziel hat, ermüdet. Jede Anstrengung muss auf einen Gegenstand gerichtet sein. Sinnlose Fron, Mühsal, die die Aufgabe nicht kennt oder zu einer fremden erzwungen wird, entnervt.

Es ist bezeichnend für unsere Zeit, dass ihre Tätigkeit so gern mit stumpfen Blikken im Geschirr um Pfähle kreist. Parteipolitik ist solches Pfahlkreisgehen. Überzeugung ist Eigenschaft. Parteipolitik ist Doktrinarismus. Überzeugung schafft breite Fronten, die fortschreiten. Parteipolitik tritt sich die Beine in den Leib.

Der Politiker muss glauben können. Er muss sein Ziel wissen, zu sehen braucht

er es nicht. An etwas glauben, heisst, von seinem Dasein unbesehen überzeugt sein. Man kann in den Mitteln irren, aber man darf am Erfolg nicht zweifeln. Wer seine Sache verloren gibt, den hat sie schon verlassen. Ohne Glaube keine Tat.

Es gibt keine Krise der Ehe, es gibt nur und hat immer gegeben unwahre, also unmoralische Ehen. Angenommen, die „moderne Ehe" sei eine Lüge; vielleicht lässt sie sich im Spiegel der veralteten als eine — Maske erkennen. Die Ehe ist nicht notwendig; aber notwendig ist der Ehe die Wahrhaftigkeit. Die Ehe ist eine Gefahr; darum prüfe sich, wer sie eingeht, ob er vor allem seiner selbst sicher ist. Es gibt heute, vielleicht, deshalb mehr schlechte Ehen als einst, weil unser ganzes leeres, nach aussen strebendes, vom wahnsinnigen Lärm der hohlen

Zeit betäubtes bürgerliches Dasein (die Ehe der Grossen ist ja seit je nur eine Form gewesen) an unheilbarer Unwahrheit krankt. Aber es heisst ebenso unphilosophisch wie unsittlich vorgehen, wenn man, was ein Zeichen unseres jämmerlichen Zustandes ist, dieser grossartigen Gewohnheit zur Last legt, wenn man gar die geschwätzige Eitelkeit der durch die armselige Individualisation der Masse von der wohltätigen Macht beherrschender Sitte „Erlösten" für die Bedeutung einer aufgeblähten „Frage" ins Treffen führt. Überhaupt sind Lebensverhältnisse, deren Wurzeln tief ins Unbewusste hinabreichen, niemals theoretisch zu formulieren, geschweige denn — schauderhaft, höchst schauderhaft — zu „reformieren"!

Was ist es, das mich immer wieder unwiderstehlich in Kirchen lockt? Doch nicht die (uns unendlich ferne) „Idee des Christentums"? Weder selige Frömmigkeit noch stumpfe Gewohnheit. Aber auch nicht das Bedürfnis nach ästhetischen Eindrücken. Obwohl ihr Mangel mich daraus vertreibt. (Neulich sang eine Frau inbrünstig und hässlich zur Orgel. Sie stand in einer kurzen Bank hinter einer Säule und gab nicht nach. Ich versuchte, sie durch unwilliges Umwenden einzuschüchtern; sie sah mich gar nicht. Dieses Weib brachte mich um alle stille Freude

an Licht und Schatten, Gold und Düsterkeit, edeln Verhältnissen und magischen Zusammenhängen.)

Ich bin in der Kirche nicht gesammelt. Im Gegenteil: mein Geist schweift umher. Ich denke Fernstliegendes, Alltäglichstes. Ich halte mich gern an ein Messbuch, nicht um der Worte willen, die ich, ohne Aufmerksamkeit, kaum je fasse, sondern um der Beziehung zur wundervoll fertigen Handlung willen. Gibt es etwas in seiner Folge Vollendeteres als die katholische Messe? Mit der stets geheimnisvollen Selbstverständlichkeit dieses einfachen Ganzen nimmt es kein Gedicht, kein Bild auf, keine Statue. Und zu denken, dass jeder namenlose, der unwürdigste Priester befugt und imstande dazu ist, dieses Mysterium zu erfüllen! Und dass ohne

die Weihe es kein König vermag! Man vergleiche damit bloss einen evangelischen Landesherrn, der seinen Glaubensgenossen eine unmittelbare Predigt hält!

Es ist merkwürdig, dass die Menschen das Bedürfnis haben, miteinander auch am Morgen zu sprechen. Ich meine nicht Menschen, die zusammenleben, daher auch wohl am Morgen einander etwas zu sagen haben, sondern einander gleichgültige. Ich für meinen Teil kann — muss es aber leider viel früher schon — Menschen nur am Abend sprechen, wenn ich gleichsam breiter geworden bin, bequemer, willfähriger. Der Mensch wächst über Nacht, d. h. er dehnt sich zu seiner physischen Länge aus im Bett; alles streckt sich, was der Tag biegt, beugt, knickt,

zermürbt. In diesem so einerseits ausgeruhten, anderseits unberührten, endlich vereinsamten, daher ablehnenden Zustand mag ich niemand. Ich will bloss Ruhe haben, ich muss erst zu mir selbst kommen, es muss sich sozusagen dieses ganze Volumen, das ich vorstelle, wieder mit mir erfüllen. Alles Körperliche ist mir in dieser Zeit angenehm: Waschen, Rasieren, Baden, Ankleiden. Alles Natürliche hab ich lieb, Sonne wie Regen, aber auch alles sonst Behagliche. Nur Mitmenschen hass ich um diese Zeit.

Das ist das Traurige an unsrer Zersplitterung, dass fast alle Massenhaftigkeit aufgehört hat. Wie schön sind hunderttausend Sklaven oder hunderttausend Soldaten (freilich hat die allgemeine Wehrpflicht eine Idee zum Begriff ernüchtert), eine Bühne voll Ballettmädchen oder „die" Hottentotten.

Über die entsetzliche Namhaftigkeit! Wie kann man ernstlich danach streben, aufgezählt zu werden! Zum zwecklos-sinnvollen Pyramidenbau, Null unter Nullen, Steine schleppen oder sich, als der Pharao, in der Pyramide, eingesalbt, mit

Edelsteinen behängt, begraben lassen, aber nur um Gottes willen nicht als Nichts „in Erscheinung treten", mit reden, mit sein!

Sinnlichkeit, Sinnlichkeit! — Ich habe heut wieder einmal in der Akademie vor den geliebten Niederländern, Heem, Fyt und den andern allen, gestanden und die Trauben, Austern, Äpfel, Zitronen, Fische und Krebse genossen, den in den grünen Römern, die Fenster spiegeln, duftenden Wein geschlürft, mich an den Farben dieser Perserteppiche, Tischdecken und Vorhänge gewärmt und Ewigkeit empfunden . . . Kann einer die gütige Vorsehung malen oder die innere Freiheit? Sinnlichkeit, aller Laster und Seligkeiten

Anfang und Endlosigkeit! Austern mit Zitronen auf einer Silberschüssel, daneben eine funkelnde zinnerne Kanne: alles Denken hört auf, man lebt einmal. Oder ein nackter Frauenleib, die schimmernden Schultern von goldblonden Haaren überflutet, die blauen hinschmachtenden Augen verschwimmend. Danae, Io, Leda, wie sie heissen mögen: das ewige Weib ... Austern, Papageien, Perserteppiche, Silberschüsseln, grüne gläserne Gefässe, Perlen, Tigerfelle und nackte Frauen. Da stehen wir immer wieder einmal vor diesen unwirklichen Herrlichkeiten und vergessen unser Elend: Zeitungen, Beruf, Bekanntenkreis, und wie alle die öden Qualen, die uns haben und halten, heissen ... Dann ruft's „Schluss, Schluss", „Es wird geschlossen", und man trennt

sich zögernd von der wahrhaftigen Welt, um noch ein paar Ansichtskarten zu kaufen: „Lithographische Kunstanstalt etc.“

Die mögliche Wirkung des Liebestriebs, die Zeugung, ist nicht sein Sinn. Wirkung liegt ausserhalb des Wesentlichen, wenn sie auch, logisch Zweck, organisch Folge ist. Sittlichkeit ist ein Gebot, kein Gefühl. Erst Sitte macht sie zur Empfindung. Aber Sitte ist, einmal Hülle geworden, blind. Sie verbirgt alsbald den Trieb, den sie in ihren Formen ein für allemal gebilligt hat und schalten lässt. Erst ausserhalb ihrer erblickt sie ihn wieder und verdammt ihn. Sie verstattet der Ehe getrost, was sie sonst verwirft und verleumdet. Aber der Trieb ist etwas immer wieder Ein-

maliges, keine Funktion. Man kann ihn nicht bändigen, nur, indem man ihn bejaht, verneinen. Deshalb hat ihm gegenüber auch bloss die Askese Sinn. Und die Askese muss über ihn, den ungebrochnen, gesiegt haben. Denn Askese ist genau so Stärke wie er, und nicht etwa moralischer, sondern bloss Gegenteil.

Bei Casanova hab ich blätternd eine Bemerkung gefunden, die eigener Beobachtung begegnet: Dass für den Eindruck das Gesicht einer Frau entscheidend ist, was immerhin sonderbar scheint, da die Sinne doch nach dem verhüllten Körper verlangen. Aber ohne Zweifel enttäuscht das reizlose Gesicht jede durch den Anblick der Gestalt geweckte Erwartung, und ich glaube, es kommt dabei vor allem auf die Form der Nase an. Eine zu lange, zu kurze, eine unschön gekrümmte, zumal eine zu dicke Nase hindert trotz schönen Augen, wohlgebildetem Mund und

zierlicher Figur die einzig ihr gemässe Wirkung einer anmutigen Erscheinung: das Begehren, den Kern des Wohlgefallens.

Warum es heuchlerisch leugnen, dass das Weib begehrenswert sein will? Dass seine Tracht ihm dabei helfen muss? Gibt es etwas Unseligeres als ein Weib, das Abscheu einflösst? Auch der Mann will wirken, aber wesentlich nicht durch Gaben des Leibes, sondern des Geistes. Unweiblich nennen wir die Frau, die es ihm hierin gleichzutun strebt, die ihren natürlichen Reiz zugunsten des männlichen unterdrückt; weibisch den Mann, der seinen Körper anders als durch Kraft gelten lassen mag.

Freilich gibt es Frauen, die, ohne ge-

radezu unweiblich, also abstossend zu sein, ungeschlechtig scheinen; sie sind darum nicht etwa männlich, sondern fallen bloss aus ihrer Art, wirken ausdruckslos. Und wunderbar: das Weib, das seinen Sinnenberuf erfüllt, das, wie die Mehrzahl monogam veranlagt, einem Manne sich für immer gegeben und ihm sein Kind geboren hat, verschwindet gleichsam eine Weile hinter sich, hat sich im Dritten, dem Ergebnis der Vereinigung des Getrennten, gefunden und überwunden, ist, vom Triebhaften zur ausser sich waltenden Mutter erlöst, in eine andre Sphäre übergegangen. Eine höhere? Dem Kinde muss es so sein, denn es gibt keine tiefere, unbefangenere Ehrfurcht als die des kindlichen Kindes vor der mütterlichen Mutter, nichts Scheusslicheres als das Gegen-

teil. Aber solang, noch so verhüllt im Mütterlichen, in der mannbaren Frau das Weib, das Geschlecht, lebt, bleibt die Weibwirkung möglich. Die Frau ist durch das Kind nicht um sich gekommen. Mag sie ihre unwillkürliche Geschlechtswirkung auf den Mann beunruhigen, verstimmen oder nicht bewegen, sie wird ihr Rechnung tragen, bewusst oder unbewusst.

Ein grausam schöner Gedanke höchster Ehrung des Weiblichen — die keusche Kraft der ritterlichen Dichtung hat ihm in Blancheflor, der Mutter Tristans, Gestalt gegeben — ist die Erschöpfung im Einmaligen: eine Liebe und ihre Erfüllung, ihr Ergebnis Kind und Tod zugleich. Das Metaphysische in der Geschlechterliebe ist ihr Schweben an der

Grenze des Todes. Aber im Immer-wieder-erwachen liegt der Rhythmus des Lebens, das beständig den Tod bekämpft, dem es einmal unterliegen muss. Das Weib, das dem Manne sein Kind geboren hat und weiter lebt, um, hervorgehend aus den Schleiern der Mütterlichkeit, stets aufs neue die Ewigkeit der Sinne zu bestätigen, dient der Natur, die, nüchtern, ihren Geschöpfen nicht das berückend traurige Schicksal der Blanchefloren verschwenderisch spendet. Aber in der Fruchtbarkeit des Weibes liegt der keusche Sinn der Wiederholung des Trieblebens. Vergewaltigung dieses Sinnes der Sinnlichkeit ist wider die Natur, freilich, von allerlei niedrigeren Standpunkten menschlicher Erfahrung und Bequemlichkeit, Volkswirtschaft und Hy-

giene betrachtet, nicht wider die Vernunft und jedenfalls den Tatsachen, die an den Sinn nicht emporreichen, gemäss.

Es gibt keinen grösseren Gegensatz als Seele und Sinne. Ohne Übergang stehen sie einander gegenüber. Was hält den „anständigen", den „gewissenhaften" Menschen neunundneunzigmal unter hundert davon ab, „sich zu vergessen"? Was? Es ist wie eine Wage. Boshaft häuft irgend etwas auf die eine Schale das Elementare des Triebhaften, immer mehr und mehr. Und auf der andern liegt alles, was einem Wert und Sinn bedeutet, was man ausserhalb des benebelnden Rauchs der entzündeten Sinne ist, die Seele. Sie kämpft, macht sich immer schwerer und

fühlt zugleich, wie ihr Flügel wachsen, dämonische Flügel, die sie von der Schale aufheben . . .

Der unbefugte Lenker eines mit mehreren Damen besetzten Automobils hatte sich in verbrecherischem Übermute mit einem Eisenbahnzug in eine Wettfahrt eingelassen, wobei er innerhalb eines Ortes einen zehnjährigen Knaben, der sich vor der heransausenden Maschine nicht mehr hatte retten können, überfuhr und tötete. Der gewissenlose Schurke wollte entfliehen, ward aber von erbitterten Menschen zu Stand gebracht.

Der empörende Vorfall ist leider nicht vereinzelt. An und für sich auf unsern sonstigem Verkehr freien Gassen und

Strassen eine täglich vermehrte Gefahr, ist das Automobil in der Hand roher Menschen ein geradezu grauenhafter Unfug. Alle Vorschriften versagen der tatsächlichen Macht einer mechanischen Geschwindigkeit gegenüber, die ein Rücksichtsloser missbraucht. Lynchjustiz wäre das einzige halbwegs wirksame Gegenmittel. Wäre ich Zeuge einer solchen unmenschlichen Tat und führte ich eine geladene Waffe bei mir, ich feuerte ohne Bedenken alle Schüsse auf den davoneilenden Wagen ab. Ich gestehe, dass es mich höchlich erstaunt, wie selten man von Racheakten gegen den unerhörten Egoismus der Automobilfahrer vernimmt.

Aber nicht nur die Sicherheit Wehrloser hat durch den viel zu glimpflich geahndeten Missbrauch eines auf seine

Wirkungen noch gar nicht zu überblikkenden neuen Verkehrsmittels die aufreizendste Beeinträchtigung erfahren; das überhandnehmende Automobilwesen hat einen tieferen verderblichen Sinn.

Mit dem Automobil ist eine Gesellschaftsschicht zur ungehemmten äussern Herrschaft gelangt, der die unheimliche Maschine ohne Bedenken anvertraut zu haben, die ganze längst zerrüttete Ordnung der menschlichen Beziehungen noch verblutend wird büssen müssen. Der Reiche kann sich heute bereits alles erlauben. Der Staat hofiert ihm, sein Einfluss auf die Gestaltung der bürgerlichen Verhältnisse ist ungeheuer und noch im Wachsen begriffen. Wenn sich frühere Zeiten gegen Standesvorrechte auflehnten, so waren, trotz allem Miss-

brauch, Stände immerhin ein Element der organischen Entwicklung gewesen und durch den Rhythmus ihrer Gesetzmässigkeit im Takt gehalten. Der Reichgewordene von heute, der an Vorteil, Ehre und Macht alles erhält, was er brutal beansprucht, ist, Erzeugnis und Ausdruck des Zufalls, ein Symptom der Anarchie. Beachten wir doch das Wesen des unorganischen Reichtums und seine unwürdigen Träger. Immer wieder sieht es unsre dem Kapital verschriebene Zeit, dass ein in jedem Betracht tief stehendes Individuum, das in der Ära, als, scharf voneinander geschieden, die Berufsschichten sich aus eigenem Boden triebkräftig und dauernd ergänzten, niemals über die Grenzen seines natürlichen Einflusses gelangt wäre, sich, von einer Zuckung des

Marktes emporgeschleudert, auf seine Weise rücksichtslos auslebt. Längst trägt unsere sogenannte Kultur das Gepräge der neuen Barbaren. Das stumpfsinnige und frivole Repertoire unsrer Theater, die edles Erbe verdrängenden protzigen Bauten, die nächtlichen Vergnügungsstätten, wo die Huren den Ton angeben und der Champagnergenuss sich nach der Anzahl der vergeudeten Flaschen bemisst, sind nur in die Augen fallende Beispiele der herrschenden Verrohung. Aber abgesehen von den verheerenden Wirkungen des Einbruchs der bloss Kapitalskräftigen in die Öffentlichkeit ist ihr Eindruck weitaus empörender noch in der Wandlung des privaten Wesens, der Sitte, fühlbar. Geistige Interessen hat der Emporgewirbelte nicht. Er hat keine Erzie-

hung genossen und holt bloss das Äusserliche nach. Dieses jedoch verstärkt er geringschätzig und herausfordernd zugleich. Er kann sich nicht genug tun in der Hoffart zumal bei Kleidung und Essen. Die Frauen dieser Masslosen zwingen die Mode, sich täglich wahnwitzig zu überbieten. Die Gastereien dienen zu gegenseitiger gehässiger Steigerung des ohne Festlichkeit gebotenen Aufwands. Und ein ebenso leerer wie frecher Nachwuchs übertreibt, während die gelangweilten Eltern auf den an keine Jahreszeit gebundenen Vergnügungsfahrten durch die Welt den Luxus der Palasthotels zu sinnlosen Saltomortales reizen, den Sport, wie ihn diese verderbten jungen Leute einzig begreifen: roh. Um ihres Kitzels willen wird die ganz dumme Gefahr ge-

sucht, keineswegs dem ethischen Sinn des Sports, harmonischer Ausbildung des bei vorwiegender geistiger Beschäftigung vernachlässigten Körpers, gehuldigt.

Unparteiisch sein — kann man das überhaupt? Ich möchte so gern darauf antworten: Ja, ich bin es. Aber ist dem so? Wer lieben und hassen muss, darf der von sich behaupten, er sei es? Es gilt zu prüfen. Lieb ich? Wenn lieben aufgehen heisst in einem andern . . . ? Hass ich? Wenn hassen heisst, einen andern vernichten mögen . . . ? Ich glaube, so zu lieben, ist nur eine Mutter imstande. Und so zu hassen? Wahrhaftig; denn der Rausch des Gefühls gilt hier wie dort nicht. Ich kann mir einen solchen Menschen nicht vorstellen. Vielleicht noch vorstellen. Aber

glauben nicht. Also bin ich lau? Oder sind wir überhaupt nur vereinzelter, vorübergehender starker Empfindungen fähig? Es wird wohl so sein. Bis auf jene — seltene — Mutter... So darf ich denn, da ich es glaube, behaupten, ich sei unparteiisch. Im Grund eine traurige Erkenntnis. Sie wird nur durch Ausübung dieser Schwäche moralisch. Wie überhaupt Moral im Handeln und Unterlassen liegt. Im bewussten Handeln und Unterlassen. Unbewusst kann man nicht sündigen... Und doch ist alles Schöne, Edle, Grosse im Gefühl beschlossen. Und sind bewusste Gefühle nicht schon gebrochene...? Freilich, weise sein heisst, über die Gefühle hinausgelangt sein. Aber die Genialität des Gefühls? Heisst nicht Genie unbewusstes Können? Ist nicht bloss sol-

ches unbedingt sieghaft? Siegt überhaupt Weisheit? Ist sie nicht jenseits aller Siege und Niederlagen . . . ? Aber gibt es edle Kinder? Nein. Kind sein heisst unbewusst sein und können. Kind sein heisst Genie sein, Genie sein ist Kind sein. Und man soll doch bewusst werden? Soll man wirklich? Was sagt die alte Legende vom Sündenfall? Bewusst werden heisst schuldig werden. Kinder können nicht schuldig werden . . . Nicht mehr schuldig werden können heisst weise sein. Weise sein heisst kalt sein. Und Leben ist Wärme.

Die Anekdote

Kaum kann heute bei uns die Anekdote gedeihen. Zu viel ist dazu erforderlich, was zu beachten, zu erweisen, nicht mehr üblich scheint: Mass und Ordnung, Klarheit und Sicherheit; der gesetzmässigen Handhabung der Worte zu geschweigen, einer Fähigkeit, die, so unentbehrlich sie manchem dünken will, längst nicht einmal am Schriftsteller vermisst wird, obwohl auch er sie, wenigstens bis zu einem gewissen Durchschnittsmass, immerhin in der Schule sich hätte aneig-

nen können und sie übend sogar hätte ausbilden müssen (freilich fehlt's ja schon in der Schule am rechten Sinn dafür; auch das Lehrbuch, das die Regeln vermittelt, drückt sich nicht viel besser aus, als die Belehrten, Gelehrte und Ungelehrte, es später tun).

Die Anekdote scheint nur Mitteilung einer Begebenheit. Aber nicht der Stoff ist das Wesentliche — wenn er auch von Belang bleibt; es muss ja wirklich etwas geschehen sein —, sondern die Form entscheidet über ihren Wert. Sonst wäre jeder Reporter Anekdotenerzähler. Die Anekdote ist nicht bloss ihr Inhalt, sondern seine knappe, dabei erschöpfende Darstellung. Nur ein Meister bewältigt diese scheinbar bescheidene Aufgabe. Was wäre unserer bei aller Eilfertigkeit schwatzhaf-

ten Zeit schwieriger als solche Sparsamkeit? Die Zeitung lebt von Begebenheiten. Aber ist es etwa ihre Absicht, sie in der knappen Mitteilung zu erschöpfen? Nein, sie tritt sie breit, wiederholt sie in zahllosen Wendungen, dehnt das Überflüssige. Und öffentliche Erklärungen, Reden, Erlässe? Wo ist sinnvolle Ökonomie, wo der gerade Weg zum Ziel, der Mitteilung? Es mangelt allenthalben die Grundfähigkeit, einem Gedanken klaren Ausdruck zu geben. Dieser Mangel hat in der Literatur die Skizze gefördert.

Die Skizze, in ihrer vermeintlichen Kürze vielleicht die geschwätzigste literarische Form, jedenfalls die bequemste, daher die geläufigste, erstrebt nicht Zusammenhalt durch scharfen Umriss, sondern verflüchtigt festes Tatsachenmate-

rial. Sie hat ihren künstlerischen Sinn in der Farbe. Meister der Skizze, Andersen, Turgenjew, Dickens, erfassen den Tonwert, die Stimmung von Zuständen. Begebenheiten skizziert nur der hastige Literat, und er greift,wie immer, daneben.

Die Anekdote ist Zeichnung. Sie verlangt den reinen, sichern Strich. Undeutlichkeit ist gegen ihren Geist. Die Silhouette steht zwischen der Anekdote, mit der sie den unbedingten Umriss gemein hat, und der Skizze, da sie wie diese die Fläche füllt. Aber die Skizze hebt Flecken tonig hervor, die Silhouette koloriert gleichsam den Umriss. Die Anekdote hat keine Zeit zur Psychologie, sie zeigt bloss, was da ist: alles geht im Zug auf.

An Johann Peter Hebels klassischem „Schatzkästlein des Rhei-

nischen Hausfreundes" mag man es sich zu Gemüte führen, was deutsch erzählen heisst. Die unbefangene Ehrlichkeit dieser bescheidenen Geschichten enthüllt sich dem Verständigen als grosse Künstlerschaft, wenn anders als ein Künstler in Worten der gelten kann, der die Worte nach ihrem Wert sicher und verständig zu verwenden und mit ihnen die gewollte Wirkung zu erzielen vermag.

Elemente der Kunstlehre

Ich lese meinem dreizehnjährigen Buben Timon von Athen vor. Er sagt: Aber eigentlich ist das doch sehr einfach. Ja, sag ich, darin besteht eben die grosse Kunst. Wieso? fragt er.

Das Verwickelte, das Besondere, das wirkt von selbst. Aber nur der grosse Künstler bewältigt das Einfache. Du kannst jedes der gewaltigen Dramen dieses grössten aller Dichter auf einen einfachen Satz, auf ein Wort zurückführen, z. B. Macbeth: der Ehrgeiz, Hamlet: das

Gewissen, Romeo und Julia: die Liebe, Othello: die Eifersucht. Und ebenso gibt es nichts Einfacheres, als dass man alt wird, und doch hat der grösste österreichische Dichter, Ferdinand Raimund — denn er, nicht Grillparzer ist der grösste österreichische Dichter, dieser ist mit Raimund gar nicht zu vergleichen wohl aber Raimund mit Shakespeare — aus der alltäglichen Tatsache, dass ein Mensch alt wird, eine Szene gemacht, die zum Ergreifendsten gehört, was die Weltliteratur kennt, ich meine den Abschied der Jugend von Wurzel im „Mädchen aus der Feenwelt", und wie dann das Alter zu ihm kommt. Auch Ludwig Uhlands Stoffe sind einfach, eben darum aber gehört er bei der Macht seiner Natur zu den drei grossen deutschen Lyrikern. Sie heis-

sen Goethe, Uhland, Mörike, denen sich, gewissenhaft gewertet, in zweiter Reihe anschliessen: Bürger, Claudius, Hölderlin, Novalis, Eichendorff, Platen, Droste, Keller; in dritter Chamisso, Lenau, Hebbel, Meyer.

Ich singe den Rattenfänger von Hugo Wolf. Mein Bub fragt: Das Gedicht ist von Goethe, nicht wahr? Ja, sag ich. Man merkt das gleich, meint er. Jawohl, jeden wirklichen Dichter erkennt der Kundige sogleich. Nur die nichtigen sind miteinander zu verwechseln.

Unsre Literaturgeschichte wäre längst von Grund aus umzuschreiben, der Boden, den Kompanien von Literarhistorikern in gleichem Schritt und Tritt festge-

stampft und breitgetreten haben, müsste einmal aufgerissen werden. Man darf Absolutes, wie die Kunst, nur an Absolutem messen.

Abschied

Unvergesslich ist mir der Abschied von Mademoiselle. Ich hatte sie nicht eben geliebt, war vielleicht gegen sie des öftern ungerecht gewesen, aber im Grunde war ich ihr doch dankbar für ihre Anhänglichkeit an unser Haus, an den Buben, und jeder Abschied von Gewohntem ist uns Nervenmenschen (um nicht Gefühlsmenschen zu sagen) peinlich, mir zumal, der ich ein Gewohnheitstier bin und die Abwechslung als den Tod des Gleichmasses hasse, unerträglich. Jener Abschied aber ist mir deshalb besonders schwer gefallen, weil er mit Mitleid verbunden war, und ich kann Mitleid an mir

nicht vertragen, es tut mir an Seele und Ehre zugleich weh. Mitleid ist für beide Teile ein Armutszeugnis. Es sollte eben das nicht geben, woran man mitleidet (etwas anderes ist es, wenn man mittrauert).

Mademoiselle hatte schon zu Hause Abschied genommen in ihrer hastigen und zerfahrenen Art, die diese Stunden noch steigerten. Wir sassen dann — es war ein schöner Abend im Frühling — im offenen Wagen, denn wir begleiteten sie natürlich alle auf den Bahnhof. Meines Buben Aufmerksamkeit ward von dem und jenem auf der Strasse angelockt, wir waren alle eigentlich froh darüber, durch derlei kurze Gespräche immer wieder von dem einen quälenden Gedanken abgelenkt zu werden. Vom Gedanken, nicht

vom Gefühl. Als ich Mademoiselle die Karte löste — sie hatte mir die Summe eingehändigt —, nahm ich statt der dritten die zweite Klasse. Von diesem unverhofften Geschenk war sie tief gerührt. Und das eben tat mir so leid. Ich konnte ihr doch nicht die erste Klasse nach Paris bezahlen; denn abgesehen davon, dass die Summe unverhältnismässig höher gewesen wäre, wäre es ihr nie im Traum eingefallen — so sagt man das —, für sich als alleinreisendes Individuum — etwas anderes war es allenfalls als Begleitung; darüber dachte niemand nach — so vornehm, so unangemessen zu reisen. Aber dass man mit den angemessenen Empfindungen anderer für sie zu rechnen sich unterstand, darin lag eben das Entwürdigende. Und sie hatte wirklich

davon keine Ahnung . . . Entsetzlicher Gedanke, dass es Menschen gibt, denen etwas so Niedriges wie eine Wagenklasse oder ein Kleid tatsächlich undenkbar ist, die es mit sich in Verbindung zu bringen sich nicht gestatten, nicht aus Erziehung (das ist nicht so arg), sondern aus Natur . . . Und Mademoiselle fuhr denn allein nach Frankreich. Wir aber trösteten uns, nachdem sie uns zum letztenmal die Hand aus dem Wagenfenster gereicht und ich ihr den Buben hinaufgehoben hatte, mit dem Gedanken — laut natürlich, solche Gedanken muss man äussern, so unwahr sind sie —, dass sie ja sehr viel angenehmer reise, da es unerwarteterweise in der zweiten und nicht in der dritten Klasse geschehe . . .

Auf demselben Bahnhof hatte ich etwa

ein Jahr vorher von meiner Frau und meinem damals fünfjährigen Buben Abschied genommen, die nach der Schweiz reisten (ich sollte erst in sechs Wochen nachkommen). Als der Zug aus der Halle fuhr, sprühte die Lokomotive einen solchen Funkenregen, dass die Julinacht Feuer fangen zu wollen schien. Es war unheimlich. Für mich — so bin ich — fuhren die beiden geradezu ins Nichts hinein; ich nahm an — die grosse Entfernung trug das ihrige dazu bei —, dass ich sie nicht mehr sehen würde (meine Hoffnung rief irgendwo mit verhüllter Stimme, ich würde sie in sechs Wochen froh wiedersehen). Ich blickte dem Zuge nach mit einem Gefühl, das sicherlich zu den ärgsten gehört, die es gibt. Es sitzt im Hals . . .

Es ist in solchen Augenblicken gut, mit

Menschen zusammen zu sein, die einen nicht begreifen können. Aber es ist doch bloss wie ein gewaltsam auf der Situation festgehaltener Schleier. Wehe, wehe, wenn man ihn etwas locker lässt! Beschäftigung, rührige, wütende Beschäftigung ist auch gut. Wie überhaupt Arbeit einem immer hilft. Aber man geht den ganzen Tag — von der Nacht, den schlaflosen Stunden zu schweigen — wie an einer mit einem Vorhang verhüllten Tür vorüber, scheu, mit einem schmerzhaften Wegschauen . . .

Hundertmal hab ich so schon Abschied genommen, zumeist von meiner Mutter; es ist jedesmal gleich grässlich; ich gewöhne mich nicht daran. Und der eine, der letzte Abschied ist mir immer jene verhängte Tür . . .

Ich habe vor mir im Käfig eine bosnische Eule, einen kleinen braunen Uhu. Ihr Kopf ist breit, rund und federvoll, ihre Augen sind so gross wie Kirschen und glänzen auch wie dicke schwarze Kirschen. Ihre Beine sind fest, possierlich behost, und ihre starken Krallen umklammern mächtig den Stab, darauf sie sitzt. Aber wenn ich sie streichle, kraue und kratze, schliesst sie gerührt die Augen, und manchmal legt sie ihren mörderischen scharfen Schnabel leicht um meine zärtlichen Finger; sie weiss, ich tu ihr nur wohl . . . Den Kindern ist sie eine köst-

liche Lustbarkeit. Sie jubeln: „Jetzt schaut sie auf ihren Leib!" oder: „Sie hat den Kopf ganz herumgedreht", ahmen ihr nach und lachen sie fröhlich an . . . Dem Hund ist sie eine wenig heimliche Fremde; manchmal stellt er sich auf und schnuppert unvertraut in den Käfig hinein, und sie starrt ihn an: Zwei stumme Wunder einander.

Meine Kinder fragen mich: Papa, was bist du? Und ich erzähle ihnen mein Märchen: Ich bin ein Beamter. Ein Beamter ist ein Mann, der ein Amt hat. Ein Amt ist eine Aufgabe, das heisst, man hat etwas zu tun. Zu tun haben andre Menschen auch; nur die Nichtstuer haben nichts zu tun. Aber ich habe nicht so zu tun wie andere Menschen. Andere haben für sich zu tun. Ein Beamter hat für andere zu tun. Und meine Kinder fragen mich: Warum hast du für andere zu tun? Und was hast du zu tun? Nun müsste ich von Dienst, Pflicht, Verwaltung, Gesell-

schaft, Staat und hundert andern Dingen sprechen. Aber ich ziehe es feig und bequem vor, zu sagen: Das könnt ihr noch nicht verstehen. Wenn ihr gross seid, versteht ihr das alles . . . Und mir graut davor, dass ich gross bin, dass ich das alles zu verstehen meine, dass ich meinen Kindern das Grosssein verkünde wie ein unbeugsames Urteil, und dass eine Zeit kommen muss im Leben jedes Menschen, da er sich nicht mehr daran erinnert, wie fremd ihm Grosssein und das Verstehen solcher Dinge gewesen sind . . .

Christi Persönlichkeit und Lehre haben so wenig mit unserem Christentum zu schaffen, dass für die vereinzelten Menschen, die jene grosse Erscheinung verehrend ahnen, eine andre Bezeichnung angemessen wäre. Jesus Christus, der die Kleinen zu sich kommen liess, der den Armen im Geiste das Himmelreich verhiess, das er den Reichen unbedingt — eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr — versagt hat, der mit Zöllnern zu Tische sass und Fischer als seine Apostel berief, der die Hohenpriester Otterngezücht schimpfte und die Händler aus dem Tem-

pel jagte, der den Letzten verkündigte, sie würden die Ersten sein, der den Sünder, der Busse tut, über tausend Gerechte erhöhte, der die Zweifler zu überzeugen für nötig und die Geschäftigen zu bedauern für überflüssig befand, der nur das Gebet im Kämmerlein gelten liess, Demütigungen Unwürdiger still ertrug und den Stolz seines unsichtbaren Königtums noch vor seinen armseligen Richtern leuchten liess, was würde dieser Freieste zu seinen bequemen Bekennern sagen!

Mein kleines Mädel — viereinhalb Jahre alt — lacht, wenn ich Märchen vorlese, unbändig über die uns leider nur zu vertrauten sinnfälligen Ausdrücke mit „übertragener Bedeutung", wie „er machte sich auf" („da muss er sich ja den Leib aufmachen", sagt sie), „der ganze Hof" (sie sieht den Hof des Hauses), „sie zog das Kind auf" („wo zieht sie es?!")... Worte sollen nichts vorstellen, sondern etwas bedeuten, ihr Sinn soll in ihrer Sinnlosigkeit (Tisch, Bett, Stuhl), nicht in ihrer sinnlichen „Anwendung" liegen. Warum heisst Tisch Tisch und nicht Schit? Warum.

Darum. Keine Antwort. Aber auf „Verbindungen" hat man immer eine Wortbedeutungen erklärende Antwort. Aufziehen heisst erziehen, heranziehen, educare usw. Ist damit etwas für den tiefern Gehalt des Wortes als Element des Elementaren getan? Nein. Nur der Logik, dieser Glasur, dieser glatten Oberfläche des Denkens, ist Genüge geschehen.

Nicht nur für die Beibehaltung der Todesstrafe würde ich mich, beliebte es jemand, mich darum zu befragen, ohne Zögern erklären, sondern geradezu ihrer Verschärfung das Wort reden bei bestialischen Missetätern, die z. B. Kinder geschändet oder misshandelt haben. Und der Standpunkt, von dem aus ich, scheinbar grausam, Unwiderrufliches sage, ist nicht etwa graue Abschreckungstheorie oder Philosophie der Vergeltung und Sühne, sondern die tiefinnere Überzeugung, dass es verworfene Geschöpfe gibt, die einfach vertilgt werden müssen, wo

immer man ihrer habhaft werden kann. Nicht der Begriff einer allüberall und jederzeit ungescheuter- und ungeahndeterweise herausgeforderten und lächelnd verletzten, auch sonst zweifelhaften „Ordnung" und Gesetzlichkeit, sondern unwiderlegliches elementares Gefühl drängt mir diese Überzeugung auf. Ich bin kein Anhänger von Volkesstimmen und sonstiger Additionstechnik, glaube bloss an den hervorragenden immer wieder Einzelnen und Einsamen, zweifle demgemäss nur allzusehr an der doktringeborenen Wohltat etwa von Geschworenengerichten wie jeglicher schaler Gleichmacherei, aber — Leben ist Widerspruch und lebt vom Kampf — bei aller Bewusstlosigkeit wahrhaftig zielbewusste Lynchjustiz hat fast immer mei-

nen ehrlichen, manchmal enthusiastischen Beifall. Die schwächliche Sentimentalität unserer dekadenten „Kultur" hat hier, wie im Triebleben, den ursprünglichen klaren Instinkt entmannt. Die Wertung des Typus Mensch hat, nachgerade albern und gefährlich für Vorübergehende, übers Ziel geschossen. Der Mensch ist das wert, was er wert ist, nicht mehr. Und es gibt Exemplare dieser an und für sich um nichts höher als andre stehenden Gattung, die wirklich in jedem Betracht besser nicht geboren, wenn das aber schon — auch wegen eines niemals scharf ins Auge gefassten Vorurteils — leider nicht zu verhindern gewesen war, ohne Bedenken bei der ersten unzweifelhaften Gelegenheit abzuschaffen wären. Eines der verwerflichsten Erzeugnisse ei-

ner irren Humanität scheint mir — aktiv und passiv betrachtet — die Aufbewahrung solcher bloss schädlichen Existenzen in (kostspieligen) Anstalten. Gebessert verlassen sie sie niemals. Wem dient also ihre nach dem Mechanismus strafrechtlichen Formelkrams ihnen zugemessene zeitweilige Versorgung? Herrliche, weil gesundfühlende Zeiten, als man einem nicht geradezu verbrecherischen, aber auf „exemplarische" Manier — hier passt einmal ein Terminus so, dass er dank dem genialen Geist der lebendigen Sprache sinnlichen Charakter angenommen hat — zu züchtigenden Halunken empfindliche Stockschläge aufmessen, als man „notorische" Individuen brandmarken durfte. Wir sind sehr vorsichtig geworden dunkeln Ebenbildern Gottes gegenüber, aber auch er-

bärmlich feig in der Ausübung jeglicher Art von Notwehr. Kastratengeist „erzeugt" die uns einhüllende Luft der bequemen Heuchelei. Gerechtigkeit ist mit hellen Augen strenge; sie berechnet nicht, sondern sie fällt Urteile, aber nicht „salomonische" kühle Witzchen, sondern harte, klare, einleuchtende Wahrheiten. Eine einzige überzeugt-überzeugende pralle Ohrfeige ist mehr wert als alle salbadernde Rücksicht auf die überaus fragwürdige „Würde des Menschen".

Edle Pferde traben mit hoch und leicht gehobenen feinen Beinen heran, von einem schmalen, unbewegten Kutscher in vornehm-schlichter Tracht mit Gelassenheit gelenkt. Lautlos gleitet der anmutige zweisitzige Wagen auf seinen zarten Rädern hinter den das Pflaster überfliegenden „Zugtieren". Von den raschen kurzen Hufschlägen widerhallt der Hof. Behend entspringt, die dünne hellbraune Decke von den Schenkeln streifend, ein Jüngling dem Gefährt, in seiner zierlichen und zugleich kräftigen Bildung von wohlgeratener Zucht zeugend, ein Prinz

von Geblüt. Schwerfällig, umständlich, befangen und herausfordernd erhebt sich nach ihm sein Begleiter; wie er steht, hat man den Eindruck, der Wagen sei beschwert, überlastet. Er ist untersetzt und fest; man merkt es ihm sofort an, dass es ihm gut gehe: sein Leib hat, seit er ihn, der es nicht gewöhnt gewesen war, pflegen darf, unmässig an Umfang zugenommen. Es ist der Erzieher des jungen Prinzen, selbst noch ein junger Mann, aber bestrebt, die Zweifelhaftigkeit seiner Bedienung zur Würde zu zwingen, was ihm, dem Unsichern, niemals Ungehemmten, nicht gelingen kann. So hat er denn zunächst sich im Äussern zurechtgemacht; er ist von einer die ihm unklare Grenze immer um etwas überschreitenden, ihm selbst ein wenig ungemütlichen Ele-

ganz, die er für überall drohende Zweifler betont. Sein ganzes Wesen ist ein lauter Protest gegen allfällige Kopfschüttler: ich bin etwas geworden; ich gelte; ihr ahnt nicht, welchen Einfluss ich besitze. Meint ihr etwa, ich sei doch nicht so ganz als voll genommen, vielleicht sogar geringschätzig behandelt? Da irrt ihr euch aber weidlich! — Seine verfetteten, gewöhnlichen Züge, denen der gepflegte Schnurrbart vergebens Schwung zu verleihen sich müht, sind von einem nicht zu bannenden Schatten des Argwohns verhängt. So steigt er denn — man hat das Gefühl, es sei ihm unheimlich, von hinten betrachtet zu werden, wo sein gedrungener dicker Nacken über den zu hohen Kragen quillt, der kurze gelbe Überrock, vom schweren Sitzen zerknittert, über den verbreiterten

Hüften hängt —, das lackierte Trittbrett auf die höchstmögliche Belastungsprobe stellend, langsam (Eile dünkt ihm zu dienstfertig) heraus, kehrt sich sofort, Beachtung heischend, herum; wendet sich mit einer überflüssigen Weisung an den in seiner tadellosen Haltung nicht zu beirrenden Kutscher, der ihn — er weiss es — hasst und (wir fühlen es) verachtet.

Was ist das Wesen des Hochgebornen, Wohlerzogenen? Sicherheit, Unbefangenheit, Natürlichkeit. Er wird vielleicht die jugendliche Magerkeit später einbüssen, aber seine etwaige Beleibtheit wird nie den Eindruck hervorrufen: Mir geht es gut; ich kann mich anessen. Hierin aber besteht der Gegensatz zu jenem Söldling, den Fleiss und Gönnerschaft aus der Dunkelheit der Masse an die Oberfläche ge-

hoben haben. Auf hundert Schritte sieht man ihm die erworbenen Eigenschaften an, die schlecht sitzen, nicht aus ihm hervorgehen. Wenn einer unter andern Umständen auch ein Tapezierergehilfe hätte werden können, bleibt er ein scheuer Fremdling dort, wo Aisance alles ist, weil sie nichts bedeutet. Ein weiterer Zufall, und der geborene Anarchist — das heisst: der, abtrünnig, nirgends Wurzelnde — wird zum wütenden Henker.

„Unsre Zeit steht im Zeichen des Verkehrs." „Aus Verkehrsrücksichten" werden überall und immer wieder mit bestialischer Roheit unwiederbringliche und unersetzbare Kunstdenkmäler zerstört.

Was ist dieser Verkehr, von dem das betoneiserne und holzpapierene zwanzigste Jahrhundert, das Jahrhundert der Suffragetten und der Kinematographen-Theater, der zugunsten von Börsenmanövern vor einem Parterre von schwatzhaften Berichterstattern geführten Kriege, widerhallt? Doch wohl ein Mittel, kein Zweck; eine Beziehung, kein Wert;

eine Form, kein Inhalt. Um so bezeichnender ist die Bedeutung, die das schnöde Schlagwort gewonnen hat: Verkehrsinteressen, Verkehrsbank und so weiter bis zum tödlichen „Fremdenverkehr". (In der „Welt des Geistes" wiederum gibt es den lieblichen „Werdegang".)

Ich kenne ausser Tierquälerei und Kindermisshandlung nichts so Erbitterndes wie die Blähung, die sich Schönheitssinn zu nennen wagt und deren gehässigster, weil unentrinnbarer Ausdruck die Fassade vorstellt. Mögen Menschen mit der Affenschande ihres „künstlerischen" Hausrats selig werden; möge die Marter der zumal bei Zahnärzten üblichen dekorativen Wartezimmer um den Vorrang vor der Qual der Behandlung ringen: der Gasse lässt sich nicht ausweichen, sie mordet langsam, täglich und zuverlässig.

Ich stehe vor einem leicht vom Morgenwinde bewegten blaublühenden Fliederbusch, in dem eine Amsel singt. Hinter ihm erheben sich alte hellgrüne Kastanienbäume, die Blüten von unendlich diskretem Rot wie auf breiten Leuchtern tragen. Und ein Schloss, grau, vornehm-verblichen, in seiner ehrfurchtgebietenden Massenhaftigkeit doch duftig, beschliesst, vom Himmel eingerahmt, selbst Natur geworden, das erquickende Stück Ruhe.

Man trennt sich, mit der ganzen Seele aufseufzend, von diesem, nur weil es nie-

mand so sieht, mitten in der Stadt noch geduldeten Wunder und trottet an Firmenschildern, Schaufenstern und Plakaten entlang in den Lärm, den Staub, den Gestank, unter die eiligen, hässlichen Menschen: ins „Leben".

Eine tausendjährige Kirche zwischen Wechselstuben, Fleischbänken, Zeitungsexpeditionen und Kramladen. Sie hat kaum noch genügend Raum, sozusagen mit vollem Fusse aufzutreten. Freilich hebt sie sich hoch über alle die gemeinen Häuser, die sich um sie herumdrängen, in Gottes ewigen Himmel hinauf. Schüchtern naht man sich ihr, steht vor dem prachtvollen Gitter einer der schweren, stillen Pforten. Aber ehe man die Hand auf die mächtige Klinke legt, bleibt der bebende Blick schon auf einer angeschraubten Porzellanplatte liegen: „Nicht schliessen. Selbsttätig. Brück & Co. . . . Telephon No. . . .“

An der niedrigen Mauer, die einen uralten in Fliederträumen atmenden Friedhof umgibt, zu schützen sich müht vor dem greulichen Leben, das ihn, tramwayklingelnd, automobiltutend, mit Aktentaschen und Zwickern in Zugstiefletten trabend, umschwillt, kleben trotz dem daneben prangenden Verbote die Ankündigungen von Vereins- und Wahlversammlungen, von Kaffeehauseröffnungen, Tanzstunden, Kinematographentheatern. Und den bedürftigen „Passanten" ladet, im plumpen Blechmantel auf kurzen Beinen, zwischen denen die

wechselnden menschlichen geheimnisvoll-gegenwärtig treten, die dem diskreten Kulturmenschen unentbehrliche öffentliche Anstalt.

Die Niederträchtigkeit der Mitmenschen — ihre Jeweiligkeit, Äusserlichkeit, Feigheit, Heimlichkeit, Windigkeit, Zudringlichkeit, Schamlosigkeit, Aufgeblasenheit, Unaufrichtigkeit, Kleinlichkeit, Missgünstigkeit, Hinterhältigkeit, Schadenfroheit, Erfolganbeterei, Gelegenheiterei, Protzerei, Nörgelei, Stichelei, Krämerei, Neiderei, Klatscherei, Tratscherei, Quatscherei, Frömmelei, Heuchelei, Leisetreterei, Schwindelei, Argwöhnerei, Stänkerei, Streberei, Schmeichelei — ist die Luft, in der alles Edle, Freie, Hohe, Grosse, Starke, Tiefe, An-

dächtige, Gläubige, Stolze, Echte, Unbefangene, Demütige, Ehrfürchtige, Kluge, Innige, Treue, Stetige, Sichere, Stille, Feine, Vornehme, Freigebige, Gütige, Dankbare zu atmen verurteilt ist: was für ein Beweis für seine herrliche Unverwüstlichkeit, seine gottbegnadete Widerstandsfähigkeit, aber welche Aufgabe auch für seine Widerstandswilligkeit!

Die Gesellschaft, wie sie heute aus tausenderlei ohne innerliche Beziehung durcheinanderwimmelnden individualitätslosen Individuen besteht, gleicht einem öffentlichen Maskenfest, das lärmend unter einander Fremden sich vollzieht: Niemand ist zu Hause, jeder scheint jedem etwas vorzustellen, und so nimmt man sich wechselseitig gedankenlos hin. Die Hauptsache ist, dass jeder seinen Eintrittsschein gelöst hat; dann kümmert man sich nicht mehr um ihn.

Während ich den Untergang einer ehemals liebenswürdigen, natürlich gewachsenen Stadt, die herrliche Paläste, dunkel rauschende Friedhöfe, stille innige Gassen, alte Alleebäume, kurz ein edles Antlitz besessen hatte, zur lärmenden, grellen, rohen, hässlichen Allerweltsfratze beklagen will und es, auf meine Weise gemeint, mit den Worten ausdrücke: Die Stadt hat sich in den letzten Jahren so verändert, dass ich sie nicht mehr erkenne, sagt mein Gegenüber, ein noch immer breit und laut „im öffentlichen Leben stehender einflussreicher" alter Mann: Ja, sie hat einen unglaublichen Aufschwung genommen.

Es gibt zweierlei bessere Menschen, die Stillen im Lande, die jeder für sich da sind und, zusammen, Ferneren und Späteren die roten Blutkörperchen des „Gesellschaftskörpers" bedeuten, und die Lauten im Lande, die das Leben ohne Berührung, Vereinigung untereinander nicht aushalten. Diese sind die Anreger, Gründer, Förderer, Mitmacher, jene die bloss zu sich Wachsenden. Auch Bäume oder Vögel bilden keinen Verein, sie sind immer wieder einzeln da und gelten doch zusammen.

Was sind Parteien? Verbände von Einzelwesen, die ihren Schwerpunkt ausser sich suchen und ihn im sogenannten Gemeinsamen finden. Ein wahrhaftiger Mensch kann keiner Partei angehören, denn er ist zu vielfältig, zu grenzenlos, als dass er sich in irgend einem andern wiederholt fände. Parteien bestehen aus Wiederholtem, besser: sie sind Resonanz. Denn im Grunde sind Parteien doch wieder immer nur für einen da (oder mehrere darum Streitende, sich als dieser eine durchzusetzen, den andern aufzunötigen): der Führer ist das Wesen der Partei. Dem

geborenen Führer ist die Partei bloss die Reihe von Nullen, die seine Einstelligkeit zur rechnerischen Grösse erhöhen, wie es die Bestimmung der Nullen ist. Er bleibt die Ziffer, der Wert, der er ist. Und die ganz grossen Führer verzichten aus Natur, das ist Schicksal, überhaupt darauf, zu führen.

Was will die heutige Menschheit? Macht? Ruhm? Ehre? Ordnung? Sitte? Ruhe? Glück? Bloss Geld. Aufs Geld ist alles gestellt: Erziehung, Lehre, Arbeit und Vergnügen. Alle Phrasen von Freiheit, Recht, Frieden sind irgendwie in Geld ausdrückbar.

Das, was als öffentliche Wirkung gilt, ist eine stillschweigende Abmachung aller Beteiligten, das ist derer, die den abgekarteten Schein ihrerseits jeweils in Anspruch zu nehmen gesonnen sind und sich als befugt dazu erachten.

Wirkliche Wirksamkeit ist dagegen immer ein unberechenbares, gegen das versumpfte Herkommen notwendigerweise verstossendes einmaliges Ereignis, von dem sich die wechselseitig garantierte Wirklichkeit immer wieder erholen muss. Die Frösche beginnen nach einer bangen Pause aufs neue zu quacken. „Gott sei Dank, es war nichts.“

Wenn ein ehrlicher und energischer Mann aus dem Dunkel der Einflusslosigkeit ins grelle Tageslicht der geschäftig-untätigen Massgeblichkeit hinüberblickt, wird ihm das Wort vom Leben ein Traum Ereignis. Ja, das Leben ist ein wüster Traum, solange die Wachenden abseits zu träumen verurteilt sind.

Was ist Wirklichkeit? Ein Kind, das einen Apfel isst. Ein Vogel, der seine Jungen füttert. Aber schon der Vogel im Käfig, der Mensch im Mitmenschentum, junge Menschen in der Liebe, Männer in Tätigkeit, Frauen in der Häuslichkeit, alte Menschen in Erinnerung oder Geiz, alles, was nicht unmittelbar im Tatsächlichen, Einfachsten, im Gegenüber wirkt oder Wirkung erfährt, ist unwirklich.

Der Beamte, der etwas auf sich hält, trägt eine Aktentasche. Der Beamte, der darüber hinausgekommen ist, etwas darauf zu halten (es gibt manche, die es nicht nötig haben, darüber hinauszukommen), trägt keine Aktentasche. Er verachtet Aktentaschen, verachtet seinesgleichen, das heisst seineszeichen, weil sie Aktentaschen tragen. Der Gymnasiast, im Stadium der Mannbarkeit, trägt stolz statt des Bücherranzens eine Aktentasche; er gilt sich dadurch mehr, dass er etwa nicht für einen Schüler gehalten werden könnte (obwohl das sein Traum bleibt). In den

untersten Klassen trägt man stolz seine Bücher im Ranzen (ein ungeheurer Fortschritt gegenüber der Schultasche des Volksschülers); später trägt man die Bücher höchstens mit einem Gummiband zusammengehalten, lieber mit stolzer Leichtfertigkeit bloss von der Hand umspannt; noch später möglichst wenige, am liebsten zu wenige (es gibt Gourmets des Zur- und Aus-der-Schule-gehens, die ihre Bücher doppelt besitzen, eine Partie beim Schuldiener lassen, nichts davon der Gassenöffentlichkeit verraten); endlich gibt es ganz Frivole, die nur ausgerissene Blätter in der Tasche hegen. — Und ich habe einen pensionierten Beamten gekannt, der nach wie vor die — leere Aktentasche trug . . .

Es geht nichts über den Dünkel von Dienern. Die Tatsache ihrer Dienerschaft wird ihnen zum Stolz auf die Eigenschaften, die den Unterschied zwischen Herrn und Lakaien setzen. Worin besteht das Dienertum im Gegensatz zum Dienen im höhern Sinn? Der Bediente bedient persönlich den zu Bedienenden (einen Zufall). Der „Diener" dient (verbum absolutum). Dienst ist nicht Bedienung. Der Bediente hat keine Pflichten gegen den „Dienst", sondern gegenüber dem Herrn (den er dafür stolz bestiehlt; das gehört zu seiner Würde). Nichts ist dem Bedienten erwünschter, als im Auftrag seines

Herrn grob sein zu dürfen gegen Unabhängige, die er instinktiv bestreitet (durch Verachtung; echte Dienerseelen hassen nicht, aber sie verachten jenseits ihres Sklaventums unbeschränkt; den Herrn verehren sie nicht, fürchten ihn manchmal, übersehen ihn oft ausserhalb ihrer unmittelbaren Funktion, aber sie wagen es nicht, sich an seine Stelle auch nur zu denken; wenn sie seinen Platz auch oft in seiner Abwesenheit [wörtlich] einnehmen und zuversichtlich in seinem Schatten fussen).

Es gibt kleine Lieblosigkeiten — nicht Unliebenswürdigkeiten (barbarische deutsche Sprache, sie kann nur den Bärentanz!) die einen, hat man sie begangen, nachher peinigen wie Verrat. Zum Beispiel, wenn man eine lächerliche Visitenkarte, die man erhalten hat, verstehenden Spöttern vorweist. Es gibt ja freilich strafwürdige Lächerlichkeiten (die man nur leider auf die einzig richtige Weise, nämlich geradezu ins Gesicht, nicht rügen und so erledigen kann).

Es wäre sehr schön, wenn die Künstler immer die Unabhängigkeit ihrer Äusserung (des Werks) besässen. Aber seltsamerweise — ist es ausgleichende Gerechtigkeit, Vergeltung für das Masslose des, von seinem Schöpfer abgetrennt, für sich lebenden Werkes? — sind die Künstler vom Leben, das sie zu übersehen meinen, in schmachvoller Weise abhängig: sie genügen ihm nicht; das Leben lächelt über sie, gibt sie auf, lässt sie los. Denn das Leben hält und stützt nur die ihm Gemässen, die Banalen. Die Künstler, die es auf ihre Weise, ausser ihnen

selbst, meistern, schurigelt es dafür auf seine Manier. Welche betrübende Erscheinung: der Bewältiger des Lebens sein Überwundener (Wagner — Tasso — Kleist — Lenau — Hölderlin — Meyer — Verlaine). Nur zwei Momente bewahren den Künstler vorm Hohn des Lebens: mehr oder minder egoistische Philistrosität (Mörike; am grandiosesten bei Goethe) und die Ironie des Nicht-nur-Künstlers (Hoffmann — Beyle).

Das ist das Reizende am seltsamen Berufe des Schauspielers — von dem man sonst, zumal heute, da das Theater mit Kino, Varieté und Tierbuden um die Wette geht (und nicht einmal mehr mit einigem Vorteil), es gar nicht verstände, dass ihn jemand, der noch irgend etwas auf sich hält, lieber einschlägt als zum Beispiel den eines Buchhalters oder eines Schalterbeamten —, das ist das geheimnisvoll Reizende an diesem ohne ungeheures Genie unsäglich leeren und nichtswürdigen Berufe, dass man darin, und wiederum eben heute, da man sonst ja nichts weiter

sein darf als ein unausgesprochenes, farbloses, tonloses Allerweltsgemächte, die einzige Möglichkeit besitzt, sich, wenn auch von anderer Gnaden, ganz und auf unwahrscheinliche Weise gewaltig auszuleben, Leidenschaften aus sich herauszuschmettern und sich, in seinen Emotionen sich selbst geniessend, aufzureiben.

Alles büsst das Weib mit seinen Reizen ein. Es gewinnt vielleicht damit sich, aber passiv. Und das Weib ist, sosehr es dazu in sich aufgehen muss, ausser sich, auf Wirkung gestellt, kein Intransitivum. Das Weib gibt sich her, aber nicht aus, es ist ewig, weil es wesentlich Geschlecht ist. Der Mann ist nicht Geschlecht, er hat bloss wirkendes Geschlecht, gibt nie sich her, immer nur von sich (nicht einmal aus sich). Aber er ist auch an sich nichts, während es das Wesen des Weibes ist, an sich zu sein, freilich — für alle (Männer).

Der männliche Mann altert leichthin, er gewinnt fast dadurch. Das Weib darf

nicht altern, es muss wenigstens gewesen sein, um sich noch im Gewesenen spiegeln zu können. Sein Ersatz ist ganz ausser sich, ihm gegenüber: die Kinder. Sie stehen neben dem Mann, nähern sich ihm etwa sogar. (Eine erwachsende Tochter nähert sich der Mutter nicht.)

Es ist das Zeichen des Alterns, dass einem die Zeit vergeht, und das der Kindheit wie des Alters, dass sie, wenn sie nicht geradezu stillsteht, doch gleichsam bloss ruckweise schwindet. Dem Reifen, Tätigen, das ist dem Alternden, geht sie unaufhörlich, wie auf einer Rolle, dahin; die Kindheit hat immer wieder Epoche, ihr schlägt sie sich wie in grossen Blättern auf; dem Greise verweilt sie wie in Quadern, die sich aufeinandertürmen.

Der Jugend ist es ein behagliches Gefühl, „schon" sagen zu können (es ist schon Donnerstag, sagt der Schulknabe), und nichts kommt der ungeduldigen Qual des „erst" gleich (erst November, seufzt das auf Weihnachten wartende Kind). Nur Kindern ist das „noch einmal" angenehm geläufig, das sie gern in ein „gleich wieder" verwandelt sehen möchten. Sie geniessen rasch und wünschen den Genuss sehnsüchtig zurück (unmittelbar nach der Zirkusvorstellung möchten sie sie erneuert haben). Was möchte der Erwachsene erneuern? Wirklich so noch einmal erleben? Prüft er derlei etwa im Rausch der Leidenschaft (vor dem Höhepunkt) aufflackernde Gelüste abgekühlt, nichts.

Nicht das ist an der Erscheinung eines Menschen von eigenen Gnaden, der aus Genie Unerreichbares erreicht — unerreichbar ist, was andere selbstverständlich haben —, nicht das ist an einer solchen wunderbaren Erscheinung merkwürdig, dass einer plötzlich neben dem gewöhnlichen Verlauf der Welt nur aus sich selbst besteht, sondern das Weiterwandern des Selbstbewusstseins. Man kann als armer Zündhölzchenverkäufer angefangen haben und als Milliardär enden: das ist als Anekdote den andern interessant. Wirklich interessant ist aber

bloss der Zündhölzchenjunge im Milliardär.

An einem Napoleon scheint es mir reizend, das nicht Feststellbare festzustellen, nicht wie der hungernde Artillerieoffizier Kaiser geworden ist (das sind im letzten Grunde doch Fiktionen, von allgemeiner Anerkennung hingenommene Gültigkeiten, nicht Wesenheiten), sondern wie er zum Beispiel in einem sehr raschen „Allmählich" fünfhundert Lakaien und zwanzigtausend Pferde als sein empfand.

Ich denke mir die Möglichkeit, aus der Menge heraus (natürlich scheinbar, denn dann war man ja nicht Menge gewesen) der erste Mann des Staates zu werden, Fürst, ein grosser Herr, mit allem, was dazu gehört und sich wie zum Magnet zu

einem findet: grosser Grundbesitz, Stadt- und Landhäuser, Stallungen, nicht mehr individuell wertende Dienerschaft, der zum Mittelpunkt strömende tonlose Verkehr, und frage mich, wie lang im begnadetsten Falle eine solche zu Ende gelebte letzte, höchste, breiteste Phase währen kann. Und vergleiche damit das Schicksal des zufälligerweise nicht an den untersten Stufen solcher Selbsterhöhung Geborenen. Auch hier ist es bloss eine Weile, die mit dem völligen (reinen) Bewusstsein der Unterscheidung zwischen sich und den andern einsetzt. Ob in den Sprösslingen von Herrschergeschlechtern gleichsam die Prädestination mit- und vorwirkt, diese menschliche Weile zur Ewigkeit erweiternd? Aber im Selbstverständlichen, Nie-anders-vorstellbaren

liegt bei derlei eigentlich bloss zu *Erreichendem* kein sozusagen den Rahmen erfüllendes Selbstgefühl. Man müsste dazu wenigstens in Träumen das Schicksal des Märchenkönigs erleben können, den Gott entsetzt hat, alle andern mit Blindheit begabend gegen sein Königtum. Oder liegt im Gefühl des Gottesgnadentums das Mittel zu solchem Seiner-selbst-bewusst-werden?

Ich bin oft versucht gewesen, der Klarheit des Ausdrucks unbedingtermassen zu huldigen, den Satz zum Axiom zu erheben, dass alles wahrhaftig Bedeutende einfach sei. Das ist aber, genau und gerecht genommen, durchaus nicht der Fall. Was heisst Klarheit, was heisst Einfachheit? Welcher Massstab, welche Grenze gelten? Die Unklarheit eines Kant steht Erkennenden über der Klarheit eines Schopenhauer (seine zuhöchst gediehene Scharfsichtigkeit — man denkt bei ihm oft an funkelnde Brillengläser — in Ehren); der Mangel an Umrisssicherheit bei Novalis dünkt Hellsehern (die durch-

aus nicht nach dem Ehrentitel der Scharfsicht geizen) mehr als die schönrednerische, formelnde Nüchternheit etwa eines Scherer: es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen kernhafter Unform und schaler Formsicherheit, die oft bedenklich der Öde des ungeprüften Vonvornherein sich nähert.

Nein, etwas ganz Anderes als solche als Relativität anzweifelbare Klarheit ist das Entscheidende: innere Wahrheit, das sich selbst Entsprechende, Mittelpunktgemässe des geistig Notwendigen, das höhere, organische, unbewusstermassen Einheitliche. Wahrheit ist das Wesen der Welt und ihres Spiegels, des Geistes. Es gibt sehr trübe Spiegel, die immer wieder von Liebe angehaucht werden müssen, nicht um flüchtigste Erscheinungen fest-

zuhalten — das ist nicht Sache des Spiegels —, aber sie unverfälscht herzuzeigen, und sehr blanke, denen sich nichts verraten mag, was über einen gewissen Brennpunkt hinaus, dahinter und darüber liegt, Spiegel traurigster Gewöhnlichkeit, erfreulich und bestätigend für traurigste Gewöhnlichkeit. Aber nicht, was gewöhnlich ist, ist das Wahre; Gewöhnliches, Gemeines ist bloss Vordergrund, oft von sogenannter Exaktheit nicht zu unterscheiden.

Auch im Denken soll man lieben können und darf lieben müssen. Denken ist nicht Von-sich-absehen, Denken ist im Gegenteil Aus-sich-heraus-schauen, das heisst Ganz-in-sich-sein. Man kann das Problem der Welt nur mit einem uner-

hörten In-sich-geballt-sein — Bild der versammelten Feder — auf „Augenblicke" erfassen. Das behaglich-entbundene Schweben und Grasen des „Erscheinungen" bedenkenden Geistes ist, weil ohne Kraftzentrum, ohne eigentliche Kapazität. Nur vom Symbol aus, das eine gestraffte Intuition in sich selbst spürt, kann das Dynamische der Welt erkannt werden. So wird das, was Stendhal an einem Voltaire, dem typischen grasenden Bedenker der Peripherienwahrheiten, kindisch nennt, einem als abschreckendes Gegenteil der tiefern Besinnung deutlich. Die Religion in ihrer kraftspeichernden Technik des Symbolischen ist viel weiser, als noch so kühn entspannte, also impotente Denkenergien es ahnen.

Eine Amsel hüpft vor mir über den Weg, greifbar nah. Ich bleibe stehen, sie zu betrachten, sehe wie unter dem Vergrösserungsglase den gelben Schnabel, die lebhaften, vorsichtigen Augen, die feinen Beinstäbchen, den wiegenden Leib. Ich habe die Empfindung von etwas Wunderbarem, zugleich Anziehendem und ewig Fremdbleibendem. Warum sind Mensch und Tier einander abhanden gekommen? Es ist doch nicht ihr gemeinsamer Sinn. Hier klafft derselbe unüberbrückbare Grenzspalt wie zwischen Kindheit und Menschtum. Es

sind nicht Übergänge, Stufen, Entwicklungen, oder wie man sonst irgend zusammen Gehöriges, wenn auch Entferntes bezeichnen mag: es sind Unvereinbarkeiten, die voneinander durch die bis an die letzte Grenze eigener Art gediehene Form geschieden sind.

Ein grotesker Versuch unbewusster Auflehnung gegen die Tatsachen und Erinnerung an die verlorene Einheit zugleich bleibt das Halbtier der alten Mythologie, Sphinx, Harpyie, Kentaur, Satyr (das Christentum — hierin jüdisch geblieben — hat es im Teufel gleichsam parodiert).

Es ist bezeichnend für unsre seichte Zeit, dass man so wenig „bessere Menschen" in Kirchen findet (von den modischen Mittags-Minutenmessen, die nebst Klub und Rennplatz für den Hochadel das sind, was dem „Mittelstand" Korso, Jour und Theaterpremière bedeuten, abgesehen). Nicht die konfessionelle Gläubigkeit: das Bedürfnis nach Sammlung, Beruhigung, vor allem aber schon das nach der von Wänden, Licht und Orgel ausgehenden Ruhe — rein aktiv gemeint, ohne den Nebenbegriff der Ruhewirkung —, müsste den von Plakaten,

Tramwayklingeln, Automobilhuppensignalen, Fassaden, Firmentafeln verstörten und zermürbten Menschen dieser unglückseligen Epoche des leer lärmenden Äusserlichsten in die wenigen erübrigenden Stätten der kühlen, auf sich beruhenden Abgeschiedenheit treiben. Statt dessen „zerstreut" sich der Jämmerliche in Kaffeehäusern, Biergärten, Kinotheatern, Kabaretten.

Das Weib ist wesentlich Hingebung, Darbietung, Opfer. Deshalb wirkt die Frau als Schauspielerin ethisch nicht abstossend. Sie gibt sich allen hin (nur das persönliche Verhältnis muss ausgeschaltet bleiben, sonst ist Trübung da: unter den Zuschauern darf man sich keinen Gatten, keinen Sohn denken; der Liebhaber wiederum, falls er wirklich der Geliebte ist, empfindet diese Hingebung an alle, die eine allgemeine Täuschung ist, als Steigerung seiner öffentlich verborgenen Ausschliesslichkeit, er ist innerhalb des unbegrenzten Gebietes von möglicher Ei-

fersucht stolz auf sein wunderbares Vorrecht). Anders der Mann. Wenn ihn nicht die unbedingte, die ungeheure Kunst darüber hinaushebt, unermesslich hinaufschleudert, bleibt sein Schauspielertum eine menschlich-moralische Verirrung, er wirkt wesentlich unmännlich, dargeboten, dirnenhaft, unsozial. Fürsten können Schauspielerinnen heiraten und zu Fürstinnen machen (überhaupt kann man das Weib zu allem machen), Fürstinnen Schauspieler nur zur fürstlichen Lust als Männchen befehlen.

Die Wurzel der Kunst ist Sinnlichkeit. Ihr Ziel, ihr Sinn ist Vergeistigung. Das heisst: das Gebilde der Kunst, das Werk ist sinnengemäss und nur insofern, als Gestaltung des Sinnfälligen, wahr und wesentlich. Aber die Gestalt muss sich von ihrem Gegenstand, dem aus dem Ganzen der Welt durch die gedachte Vereinzelung herausgerissenen Konkreten, unterscheiden durch eine innerliche Ganzheit, ihren Gehalt an Abstraktem. Das ist das Symbolische des echten Kunstwerks, das so zum Geheimnis der Einheitlichkeit gelangt, wie es sein Gegenstand durch sein Im-Ganzen-gegeben-sein hat.

Ein Kerl in meiner Nähe bläst tagaus tagein stundenlang (elend) auf einem Horn: ich bin wehrlos dagegen. Einmal hab ich ihm „scherzhaft" in den Garten hinübergedroht: er grinste zurück.

Grinsen ist die solchem Tun gemässe Antwort des Täters. Grinsen „will" nicht besagen, aber heisst, dem Trottel unbewusst: Ich bin der Stärkere. Was gehen mich deine Gedanken an, die ich störe, quäle, zerstöre; was deine Nerven (ich habe keine), die ich dehne, zerre, zerreisse. Ich hab ein Horn und ein Maul, Lunge und Odem, also blas ich, und du, Geistkrüppel, krepier meinetwegen!

Sonntag abend. Menschen wandern, wimmeln, wälzen sich, angenehm ermüdet, aus dem Grünen, während es dämmert, heim. An meinen Fenstern vorüber. Junge und alte, hübsche und hässliche. Schlichte Pärchen, hingegeben aneinandergeschmiegt, im Gleichmass der Tritte einander unausgesprochene drängende Gefühle erwidernd... Verstummte Eltern, verstimmte Kinder, erwachsen und noch nicht entwachsen, voran.

Nichts Trübseligeres als schwerfällige Mütter in armem Staat mit verblühten Töchtern. Und der Übermut freizügiger Mädchen dagegen; üppig, in herausfordernder Gewandung, die schlanken, strammen Schenkel in weiten Schritten, absichtlich gegen den zügelnden Zwang

der engen, kurzen Röcke vom geschmeidigen Leibe werfend, die lachenden Augen nach allen Seiten wendend, von lechzenden jungen Leuten umschwärmt: wie verfolgen sie die ausgehungerten Blicke jener an ihrer erzwungenen Sittsamkeit Verdorrenden!

Als Forckenbeck, von dem gewaltigen Menschenkenner zum Finanzminister ausersehen, bei Bismarck Bedenken gegen seine Eignung vorbrachte und meinte, er verstände nichts von Finanzen, sagte der grosse „Dilettant": „Um so unbefangener werden Sie an die Geschäfte herangehen."

Unbefangenheit, köstlichstes Gut des klaren Menschen, führe den Siegfriedstreich: nichts ist dem reinen Willen unmöglich!

Jede Schuld rächt sich. Sieh ein fremdes Weib ohne moralische Hemmung an, lass dein gelöstes Begehren aus deinem Aug in deinen Blick treten, in den Ausdruck deines Gesichts, das Gehaben deines Körpers übergehen, die Strebung deines Beines leiten, die Richtung deines Fusses bestimmen, das Liegen der Hand beeinflussen, und sei versichert, dass inzwischen dein armes Kind zu Hause beunruhigt schläft, stammelnd erwacht, fiebernd sich bewegt. Und sei gar — obwohl du dies, gewarnt, dunkel, es von dir wehrend, empfindest, alle bösen Folgen ahnst

— unternehmend, kühn, selbstvertraulich in dir selbst, Eitler, bestärkt: wie wirst du's büssen! Ein Aneinanderrücken, aus tausend Fährlichkeiten der Situation tollkühn geraubt, dich dir selbst, Armselig-Verwegener, in der annoch wirkenden Macht deiner Sinnlichkeit bestätigend, kann dich unendlich viel kosten: du setzest dich — darin besteht der Frevel; sonst ist's bloss eine Schwingung, Schwankung, ein Aufschäumen, eine Wallung, wofür du nichts kannst, — aufs Spiel. Sobald du dir deiner darin bewusst wirst, musst du trotz allen Opfern an Selbstgefälligkeit bremsen. Versäum es nicht: die Reue droht.

Es gibt Dinge, die man nur gegen sein Gewissen verschweigt, und die es doch „gewissenlos" wäre, gerade dem dadurch Betroffenen mitzuteilen. Es gibt Gedanken und Taten, die man denen verschweigen muss, die man damit verletzt hat, da man sie durch die Mitteilung noch mehr, vielleicht auf unheilbare Weise verletzen würde. Denn wessen wäre man so sicher, dass man ihm ohne irgendeine üble Wirkung etwas Schlechtes könnte zugefügt haben! Verzeihliches bliebe unverziehen oder, wenn auch verziehen, doch nachwirkend, nachschattend. Und zwar nicht

bloss als billige Busse des Täters, sondern als nie vernarbende Wunde des Beschädigten. Ich hab als Kind meiner geliebten Mutter alle die aus dem Grundlosen aufsteigenden bösen Gedanken gestanden, gestehen müssen (ebenso gestehen müssen, wie ich sie hatte denken müssen), die mich peinigten: sie hat sie mir nicht nur verziehen, sondern mich sogar über meine Unschuld beruhigt oder zu beruhigen versucht, hat niemals Reue in mir erwecken wollen, sondern mich bloss milde beschwichtigt. Das kann nur eine Mutter. Und darin liegt für die Kinder der Kirche der Sinn der Ohrenbeichte. Erwachsene, Entwachsene müssen es wissen, ob sie stark genug sind, ihrer entraten zu können.

Die gebildeten Menschen rechnen nicht mit Tatsachen, sondern lassen sich an Begriffen, ungeprüften, sterilen, genügen. Begriffe aber haben nur dann einigen Wert, wenn sie persönlich, sozusagen noch vom Erleben zitternde Ergebnisse eigenen Denkens sind; wie sie erstarren, sind sie verwerflich. Dahingegen packen sich jene eine Tracht von Begriffen auf, und nun gehen sie damit als mit ihrem Rüstzeug an alles heran, was sich ihnen nicht entziehen kann. Zumal unsere sogenannten Politiker. Fragt doch so einen Politiker nach Tatsachen! Er wird euch mit abgekauten Begriffen dienen.

Das hat auch die Sprache unserer öffentlichen Menschen, als da sind Beamte, Parlamentarier, Professoren, Zeitungsschreiber, so verderbt. Dieses Kauderwelsch, mit dem sie sich untereinander verständigen (was sie verständigen nennen), ist vom Wesen der Sprache, die ein organisches Gebilde eigentümlicher Welterfassung ist, so weit entfernt wie so ein windiges gestanztes Menschengemächt vom erdstämmigen, natürlichen, sehenden, überhaupt sinnlichen Menschen.

Was von Öl und Wasser gilt, dass man sie nicht mischen kann, ist auch bei Rassen richtig. Wir sind aber von den Phrasen aus dem Laboratorium des Doktrinarismus so verseucht, dass wir solche einfache Tatsachen nicht mehr deutlich sehen. Humanität, Freisinn, allgemeine Menschenrechte und derlei Blendwerk gaukeln uns eine Welt vor, die es nicht gibt, mit der wir aber verblödet rechnen. Wer getraut sich heute, diesen Schwarmgeistern Widerstand zu leisten? Etwas anderes ist der dem tiefsten Menschlichen entstammende dunkle Wahn des rein Gefühlsmässigen. Ihn muss man gelten lassen wie Regen, Hagelschlag und Dürre.

Kampf ist wahrlich das Prinzip des Lebens. Denken ist Kampf, Gedanke Sieg. Und denken heisst die Welt erneuern. Was aber gilt heut als Denken! Welchen Gebrauch macht der Mensch von dieser einzigen ihn vor andern ihm sonst überlegenen Geschöpfen auszeichnenden Fähigkeit? Wiederkäuen, träges blindes Spiegeln des Nächsten steht für die Bewegung, die dem geistigen Menschen, dem lebendigen, einzig frommt. Es ist mir oft, wenn ich Stunden um Stunden auf Mitmenschen angewiesen gewesen bin, gehalten war, ihnen mit meinem Dasein

wehrlos zu dienen, als wär ich eine gallertartige quatschige Masse geworden, und es braucht nach solchem Zertreten eine heroische Selbstaufraffung, damit ich wieder zu mir, in die Form von Sinn und Geist, gelange. Und zu denken, dass Mitmenschen einem so nicht bloss Tage stehlen (ohne mit der Beute etwas anzufangen), sondern, was mehr ist, einen um unerhörte Möglichkeiten bringen, helle, brennende Kampf- und Glanzdispositionen!

Täglich seh ich früh auf meinem Morgengang durch die Stadt staunend Kulissen in ein Theater führen. Grosse Wagen angefüllt mit Scheinbarkeiten werden von einer Schar dazu Angestellter ausgeladen. Und dem Neugierigen kündet ein Zettel das Vorhaben. Gegenüber dieser Unsal aber stehen in einem öffentlichen Garten Bäume, rauscht aus Röhren Wasser, nisten Vögel... Der Mensch hat eben geistige Interessen, und ihnen dienen Wälder, die Holzpapier werden müssen.

Schon das Wort Eigenschaften besagt, dass sie mit einem gegeben sind und einem nicht gegeben, aber auch nicht genommen werden können. Einen Menschen erkennen heisst, sich wie bei einem zu wertenden Ding über seine Eigenschaften klar geworden sein. Nicht was einer hat und weiss, sondern was, das heisst, wer er ist, sollte den, der über Menschen irgend zu verfügen hat, bei Wahl und Weisung leiten. Was aber sehen wir allenthalben statt dessen? Zeugnisse sind das Um und Auf aller Befähigung dort, wo sie sich

nicht (wie im Künstlerischen und Kapitalistischen) einfach ihren Platz nimmt, und wer hat, dem wird nach allen Graden Macht gegeben.

Ein Staat kann nur auf natürlichen Grundlagen und aus eigenen Wurzeln wachsen. Entzieht man ihm die fruchtbare Erde, muss er eingehen; pfropft man ihm fremdes, unverträgliches Gewächs auf, verkrüppelt er zur Missgestalt; hemmt man ihm die freie Wurzelentfaltung, verkümmert er.

Deshalb wird ein wahrhaftiger Staatsmann den Sinn und den Trieb wie die Bedingungen des ihm anvertrauten Lebendigen erkennen und fördern. Er kann nicht daran künsteln, wird nicht willkürlich Versuche betreiben, die Saft und

Kraft vergeuden. Wie jeder Schöpfer ein Gestalter, wird er horchen, wecken und aus Vorhandenem Gesetzgemässes schaffen, wird vor allem das Ganze, wachsam jede Hemmung hindernd, aus seinem Mittelpunkt zu seinem Umfang gedeihen lassen, nicht aber Teile, schnöder Augenblickserfolge halber, auf Kosten des Einen begünstigen, vor allem niemals von aussen schulmeistern wollen, was er zu lenken Meister sein soll.

Individualitäten sind notwendigerweise einsam, ungesellig. Sie sind aus dem Ganzen geworden, aber doch als sein Gegensatz, wie die Frucht gleichsam der Gegensatz, wenn auch das Ergebnis des Pflanzenganzen ist. Sind ja auch Kinder Ergebnis und Gegensatz oder besser Abgesetztes, Entgegengesetztes. Die ihrer selbst bewusste Individualität empfindet sich als ein Nicht-Ihr. Und wenn sie Wir sagt, knüpft sie die immer wieder Vereinzelten damit zusammen. Ist nicht überhaupt das Wesen des Geworden-seins das Aufgegeben-haben? Man leugnet nicht

seine Ursachen, aber ihre Verzweigung wird einem erdenkbares Problem, während man sich selbst gefühlte Tatsache ist. Und nun strebt das Einmalige zum Einmaligen, über sich selbst hinaus wieder zum Ergebnis: der wiederkehrende Sinn des Zeugens. Was ist Genie überhaupt anders als Zeugensfähigkeit (die latent bleiben kann)?

Die Bedeutung jeglichen Genusses liegt im Gefühl der Unendlichkeit. Ein von vornherein noch so endlich gewusster und hinwiederum im nachhinein als beendet bestätigter Genuss wirkt, gegeben und genommen, endlos. Eine Allee, der auffassende Blick in eine Allee: sie führt zu einem Ziel; man darf es sogar sehen: es ist ein Haus. Aber das Hineinfahren, so kurz es, nach Minuten berechnet, währen mag, ist doch eine Ewigkeit. Bewusstsein und Unbewusstsein halten einander die Wage. Darin liegt es. Gleichgewicht ist eben Unendlichkeit. Das Geheimnis der Kindheit.

Gibt es nichts Festes im Seelenleben des Gewitzigten? Doch: das Schöne und das Edle. (Es ist nicht dasselbe. Denn edel ist nicht notwendigerweise ästhetisch schön, und schön ist nicht notwendigerweise ethisch edel.) Das Wahre ist bereits ein Ergebnis, ein Kompromiss zwischen Meinen und Empfinden (freilich das — musikalisch — höchstschwingende, fast tonlose). Aber eine Rose, ein Auge, eine Bewegung, ein Klang, ein Glanz, und anderseits: ein Gewähren, ein Dulden, ein freies Nehmen sind unbedingt.

Ich gehe dir nicht ab, du gehst mir nicht ab: Mag dich, mag mich der Teufel holen! Sind das wirklich Beziehungen? Und dennoch, das sind die richtigen. Die andern — es sind ihrer nicht allzuviele — wurzeln zu tief. Abschiede! Welcher Aufwand (vorher schon)! Wie das einreisst, zerreisst, vernichtet, um Standkraft verarmen macht! Und man braucht sie doch im Leben, braucht diese teuer erkaufte Blutverkittung an den hundert Gemsenfelsen des tagtäglichen Lebens. Je weniger wahrhaftige Beziehungen man hat, um so besser. Schaff dir keine Kinder,

keine Tiere an: sie verringern dich um dich selbst, indem sie dich mit sich bereichern. Nur keine überflüssige Erweiterung der Persönlichkeit, es tut nicht gut, verbreitert bloss die Angriffsflächen dem Feinde Leben.

Kleine Entgleisungen sind gesund. Man darf sich nicht gerecht dünken mögen, muss mit dem siebenmal täglich Sündigen zwar nicht rechnen — das wäre Bequemlichkeit —, kann aber damit abrechnen.

Woran hängt Sündigen? An der Gelegenheit. Und man soll ihr nicht ausweichen. Reizender ist es, sie aufzusuchen, aber gefährlich in jedem Betracht: fällt man in ihre Schlingen — die als erblickte nicht mehr als solche bezichtigt werden dürfen —, hat Reue wenig Belang, sie läutert nicht, denn Reue muss einen

überkommen, darf nicht sozusagen als Requisit zur bewussten Handlung gehören; entgeht man ihnen mit dem entsprechenden Aufwand an Gewissenskraft, überhebt man sich nur zu leicht der Möglichkeit wirksamer künftiger Anfechtung. Es ist also am besten, dass man gehe, strauchle, falle, aufstehe, weitergehe und — nicht zurückschaue.

Kein Tier betäubt sich. Das hat „erst“ der Mensch nötig. Alle menschlichen Einrichtungen sind Betäubungsmittel. Und wogegen wehrt sich der Mensch damit? Gegen das Bewusstsein, also die Gabe, die ihn angeblich über das Tier erhebt. Ist es wirklich „Höhe“, etwas zu haben, das man bekämpft, ohne das man sich wohlfühlt? Ja, es ist Höhe, aber nur für Schwindelfreie betretbare. Und die meisten sind eben bloss zufälligerweise Menschen.

Man ist dann angeregt, wenn man ausser sich selbst schwankt, sich über seinen Rand neigt (Aufgeregte sind schon darüber hinausgelangt). Man beobachte sich bloss in „anregender" Geselligkeit: man ist in beständiger Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren; und dieses Taumeln sagt einem zu. Verkehr mit Weibern, Nähe bloss von Weibern ist Taumel. Das Wesen der Ehe ist die Beschwichtigung des Taumels. Es ist falsch, zu sagen, das Trostlose an der Ehe sei das — bis auf die physisch notwendigen und daher unausbleiblichen erotischen Epochen — Ein-

ander-gewohnt-werden. Gerade darin liegt, von der Gemeinsamkeit der Schicksale abgesehen, ihr Segen. Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei: er habe die Gefährtin, sonst hat ihn die Gefahr. (Der Sinn der Ehe sind freilich die Kinder.)

Neues stört. Es ist aber ebenso bequem wie ungerecht, das, was einen stört, zu verurteilen. Wem etwas, wozu er keine Beziehung finden kann, begegnet, mag daran kopfschüttelnd vorübergehen. Wer es ablehnt, muss dafür keinen Grund angeben. Aber wer urteilen will, hat die Pflicht, eine Beziehung zu suchen, sich mit dem Gegenstand auseinanderzusetzen. Nicht darauf kommt es an, was der Urteilende zu geniessen wünscht, sondern darauf, was da ist. Urteil soll vom Begehren reines Entscheiden sein.

Nicht zwei Menschen sehen gleich,

meinen dasselbe. Aber sicherlich sehen die wenigsten Menschen überhaupt, meinen die meisten nichts. (Und selten sind die zu meinen berufen, die aus der Meinung ihren Beruf machen.)

Vieles, was sich wie Kunst gebärdet, ist Unfug, das meiste Lüge; das meiste davon, was wie Urteil lautet, ist Gefasel, vieles furchtsames Nachreden.

Kunst künstlerisch zu betrachten, muss man lernen; freilich setzt es Fähigkeit voraus. Man kann im Menschen nichts erziehen, was nicht vorhanden ist. Nur Keime erwachsen. Aber wenn jemand von sich aussagen sollte, wo sein Ursprüngliches sich ausspricht und wo das Erworbene zu wirken anfängt, vermöchte er es auf ehrliche Weise nicht. Wir müssen damit rechnen, dass unser Gefühl, vom

Urteil zu geschweigen, sich im Künstlerischen als ein erzogenes betätige. Und vieles nehmen wir anstandshalber hin und wissen bloss, dass es uns nichts bedeute; sagen's aber nicht. Ich habe z. B. niemals ein Verhältnis gewinnen können zu Raffaels Dresdner Madonna, zu Tizians Assunta, zu Lionardos Mona Lisa. Was ist es, das mich an Giorgiones Feldmessern, an den Prinzessinnen des Velasquez, an Rembrandts geschlachtetem Ochsen, an des Rubens Frau im Pelz, an Tiepolos Fresken, an Watteau stets soviel Freude gewinnen macht?

Unvollkommene Werke interessieren, packen oder kitzeln, halten aber die Seele nicht, wecken sie gar nicht (im künstlerisch tiefsten Sinn) auf, führen sie vielmehr auf allerlei Buhl- und Seitenwege.

Die Wirkung eines künstlerischen Temperaments ist immer unmittelbar, sozusagen zentral, aber die Wirkung grosser, vollkommener, erlauchter Kunst ist ihrer eignen Art: erlaucht; die Seele wird sich ihrer selbst bewusst, entsagt, begnadet durch die Kunst, die sie begreift, dem Bedingten, wird frei.

Das, was wir unsre Welt nennen, ist eine voreilige Annahme. Jeder sieht und empfindet seine, hat seine Welt, unverlierbar. Fremd stehen wir nebeneinander. Es ist Raum zwischen uns. Nur der ganz an die Welt dahingegebene, d. d. der ganz von ihr erfüllte Mensch, er, der sie nicht zurechtrückt, sondern sie erlebt, sich von ihr „leben" lässt, hat ein Recht, sie anzusprechen; sie auszudrücken, ist er nicht fähig. Vom „Schönen" vollends salbadre niemand. Schönheit ist kein Zustand sondern eine Anschauung.

Es gibt zweierlei beträchtliche Dichter: solche, deren Schriften, ob gut oder schlecht, wegen des Menschen merkwürdig sind, von dem sie herrühren, und solche, die den Gegenstand ihrer Darstellung einzigartig wiederzugeben imstande sind und so, was immer sie gestalten mögen, merkwürdig machen. Nebenher laufen die Massenhaften, Schriftsteller, die, ob gut oder schlecht, weder selbst von Belang sind noch etwas merkwürdig machen können: man kann sie das literarische Niveau nennen; es wertet als Grundstoff, Kanevas literarhistorisch mit

und befriedigt seine lesenden Zeitgenossen, während es ihre Nachkommen nicht mehr beachten.

Mann und Weib sind natürliche Feinde, wider Willen, aber aus unwiderstehlichem Zwang auf die Vereinigung angewiesen. Es gibt keinen grössern „Zufall" (wenn man überhaupt etwas so nennen mag) als den armen Menschen, der jeweils solcher Vereinigung entstammt. Besser als bei „Liebe" ist er bei temperierter ehelicher Gemeinschaft daran: wohlgeborene Menschen mit guten Sitten werden auch ihren Geschlechtsnotwendigkeiten friedsam das Ihre geben, und das Kind wird davon seinen Vorteil haben oder wenigstens keinen Nachteil erleiden.

Kinder sind so glücklich kurzsichtig, kurzsinnig überhaupt. Sie sehen das Nächste, den Bosniaken mit seinem glitzernden Kram, den Gärtner mit dem Spritzschlauch, den gelbgerandeten Briefträger, den auf dem Tischtuch kriechenden Käfer, hören einen Trompete blasenden Jugendhortler, riechen eine erfreuliche Mehlspeise. Wir erhalten immer alles, was darum ist, mit dazu: einen Höllenlärm für sämtliche Nerven. Ich kann zum Beispiel nicht lesen, wenn eine Gasflamme gluckst: ein Kind kann schlafen bei Licht, während unterm Fenster Hunde bellen (das wäre noch geringfügig),

Senkgruben gereinigt werden, Menschen streiten. Wir empfinden es dagegen fast als Beruhigung, wenn uns der Zahnarzt schmerzhaft im Munde herum stemmt, klopft, kratzt, bohrt: es ist einmal ein anderer uns aufnehmender Hintergrund als unser tägliches Dasein.

Schon steht ein Absehkreuz unterhalb des gewaltig-ehrwürdigen Gebäudes, das die Roheit des Fortschritts abzutragen unwiderruflich entschlossen ist (es ist bereits an anderm Orte der Ersatz da: eine läppisch-protzige Scheusslichkeit). Und der tausendunderste tägliche Vorübergänger muss sich's gefallen lassen. — Aber kann man denn auch nur am Abend in seinem Garten sitzen, ohne dass die Zeit, darin man zu leben verdammt ist, einem irgendwie in die ersehnte, erarbeitete Ruhe rülpst! Wähler brüllen die Natur an, Hausherrn verkaufen bei Wein, Weib und Gesang „ihr G'wand": auch andre wollen eben Mensch sein und dürfen's.

Man zerstört heut mit einer von Tollheit nicht mehr zu unterscheidenden Beflissenheit um des brutalsten Geldnutzens willen — sehr oft, ohne seiner auch nur halbwegs sicher zu sein — unersetzliche historisch-ästhetische Werte und stopft dafür Museen mit den Trümmern an. Was sind Museen? Totenhallen für einen aus Sinn und Zusammenhang gerissenen Trödelkram, der einen im besten Fall, wenn nämlich wirklich geschmackvoll sogenannte Entwicklungen zur Schau geboten werden, traurig darüber macht, dass diese Entwicklung beim Museum geendigt hat.

Und noch etwas hat der Barbar von modernem Menschen sich als schnöden Ersatz für die unbefangene Umgebung geschaffen, in der er, wär er noch lebensfähig, sein Leben leben sollte, Ausstellungen, das sind kindische Nachahmungen von anderswo vorhandenen Tatsachen und wüste Zusammenstellungen der Erzeugnisse einer fatalen Ära des schnödesten Krämergeistes.

Eine Dame sagt mir: „Heute wird es gewiss nicht regnen (es hatte seit früh drohend ausgesehen), denn mir ist das Wetter immer günstig. Meine Schwester dagegen hat stets mit schlechtem Wetter zu rechnen, wenn sie etwas vorhat." — Hierin liegt das Rätsel der Weltordnung. So lächerlich es wäre, anzunehmen, dass etwa „Gott" dem und jenem gutes Wetter zubilligte oder nicht, launenhaft wie nur je ein Tyrann, so unbedingt richtig ist es dagegen, dass alles, auch die Beziehungen des einzelnen zum Wetter, gegeben ist, nicht „vorherbestimmt", aber

gesetzmässig. Alles hat im All seine Stelle, und alles hat Ineinanderverlauf und Zusammenhang.

„Wenn sie damals nicht beizeiten alles Notwendige getan, sich nicht hätte operieren lassen, dann mit seelischen und materiellen Opfern fast ein halbes Jahr im Süden verbracht hätte, lebte sie heute längst nicht mehr . . .“

Das sind dieselben, die, wenn man Besorgnisse äussert, deren man sich nicht erwehren kann, gelassen entgegnen: „Was mich betrifft, ich bin Fatalist . . .“ Der liebe Gott aber lässt auf beide Ansichten Regen, oder was ihm sonst gut dünkt, niedergehen, und einerseits werden spielende Kinder von übermütigen Auto-

mobilen totgefahren, anderseits helfen Messen gegen lebensgefährliche Erkrankungen; hartgesottene Bösewichter erlangen Millionen und „sohin", wie Beamte sich ausdrücken, die es wissen müssen, Ehrenstellen, Titel und Orden; erotische Entgleisungen aber — ohne dass geradezu Fall „erfolgt" wäre — rächen sich bei Philistern „postwendend" daheim an den ehelich erzeugten Kindern.

Es gibt Menschen, die auf alles das einen Reim wissen, doch gibt es hinwiederum reimtaube Gemüter, und man möchte hinzufügen: gottlob! Denn nichts ist — immer die Zeitungen beiseite — unerträglicher als sogenannte populäre Philosophie.

Wir sind noch immer nicht zum Staat erzogen. Sein Grundbegriff: Schutz aller gegen alle wird von jedem einzelnen, man möchte sagen: mit Selbstbewusstsein verletzt. Der Bestgeborne und Besterzogene legt Wert darauf und seinen Stolz darein, sich über die Vorschriften, die der Allgemeinheit gelten, hinweg, seine Bequemlichkeit, seine Laune an ihre Stelle zu setzen. Er fordert von dem Diener der Vorschrift, dass er sie ihm zunutz verletze, er besticht ihn dafür, wo und wie er kann, mit Worten, Mienen, Wesen, Geld, oder er schüchtert ihn ein, um ans

Ziel zu kommen. Und der Diener und Verwalter der für alle gültigen Vorschrift rechnet damit und fügt sich jeweils dem anarchistischen Wunsche des Einzelnen. Dieser kennt eigentlich nur zwei Beziehungen zum Staate: Protektion und Beschwerde.

Täglich hört man jetzt die „Piloten" preisen. Zu den vielen Zeichen, in denen unsre von sich selbst so hochgelobte Zeit „steht", hat sich ein neues gesellt; das „Reich der Lüfte" ist dem Abonnenten eine ständige Rubrik geworden; auch die unentbehrlichen Anwesenden haben sich wieder eingefunden und sind, Gott helfe ihnen, dieselben geblieben. Ich bin ein unverbesserlicher Vermeider von Anziehungen; kein Flugfeld kann mich ködern, aber auch abwesend spür ich's in den Nerven. Und da man versprengten Nachrichten noch so unerwünschter Art heute

nicht entgehen kann, wo es Druckerschwärze regnet, giesst, vernehm ich immer wieder, dass sich gleichgültige Menschen den Schädel oder das Rückgrat gebrochen haben, weil sie mit ihren Flugmaschinen zu Fall gekommen waren; Märtyrer des Höhentraums der Menschheit nennt sie der Spezialberichterstatter. Die Bewunderung dafür, dass sich fliegende Nullen den Schädel einstossen, kann ich nicht teilen. Auch mein Mitleid regt sich nicht. Ich denke vielmehr an ein Barbarentum, das sich Hölzer durch die Nase oder die Wangen sticht, möchte aber meinen, dass das neue Barbarentum doch nicht auf jener Höhe sei, da immerhin dort roh ein Schmuckbedürfnis sich kundgibt, während hier das Ziel, aufs innigste zu wünschen — überlegt's —, darin gip-

felt, dass die Bankiersgattin Kohn — und bald, jubelt der entseelte Zeitgeist, der sich nicht mehr auskennt vor Herrlich-weit-gebracht-haben-wir's — nicht mehr im Luxuszug oder im menschenmordenden Automobil nach Nizza zu fahren braucht, sondern den Aeroplan dazu wird benutzen können.

Die geniale Idee des grossen Erfinders — und sei es nur der eines Luftschiffs — bleibt deshalb, was sie ist: Genie (nebenbei bemerkt steht mir ein Pascal höher als ein James Watt); aber dass sie, wie man sich ausdrückt, der Allgemeinheit dienstbar gemacht wird, damit sie alsogleich zum technischen Fortschritt verrohe, und dass die Geschäftsmänner der Gefahr, die Desperados des Nervensports ihr unter dem tosenden Beifall einer Welt

von Sensationshaschern mit den Allüren von Marathonkämpfern obliegen, das ist Ekel.

Dieselbe Menge, die, von ihrer Zeitgenossenschaft begeistert, aufs Flugfeld strömt, fliesst achtlos an dem Gerüste vorbei, das dem Abbruch eines unendlich nobeln Gebäudes dient, dem Wahrzeichen längst nicht mehr verstandener, dem Tod geweihter Kultur.

Die Kultur ist tot: es lebe der Fortschritt.

Ich meinerseits, wenn ich jenes Gerüst erblicke — leider immer wieder eines, wo irgendeine Verkehrsader (die Pest in sie!) stockt —, möchte die Stadt, das Land, das Reich, die Welt zu den Waffen rufen gegen die Zerstörer nicht eines Platzes, einer Gasse, eines Viertels, einer Stadt, einer

Gegend, sondern der Wesen, Wahrheit, Wonne, Wert, Würde gewordenen Hinterlassenschaft einer unbewusst Monumente der Seele schaffenden Vorzeit, der nur an den äussersten verflatternden Saum zu rühren dieses Geschlecht von Mäklern, Fälschern, Heuchlern, Jobbern, Schlächtern, Schwätzern, Schändern nicht verdient. Euer Fortschritt, Abonnenten des Freisinns und der Phrase, Bekenner des schnödesten Utilitarismus, des niederträchtigsten Opportunismus, augenverdrehende Umkriecher des goldenen Kalbes, Tapezierer eines pappenen Scheins, euer Fortschritt, der Präzisionsmaschinen erfindet zur Erzeugung von Schundware, euer Fortschritt, der die nach Abwechslung jappende Langeweile eurer verödeten Gemüter stets mit neuem Lärm auf-

zupeitschen verflucht ist, kann mir nicht eine Quader einer Vergangenheit ersetzen, die gross gewesen ist, weil sie rein, echt, innig, treu und bei allen ihren Fehlern und Mängeln gläubig war, gläubig an die einzige wirkliche Macht, die Seele.

Problem des Priesters, nicht des scheinhaften alltäglichen, sondern des (ebenso alltäglichen) wahrhaften. Ihm mangeln die Zweifel. Sie sind von ihm gewichen, haben ihn aufgegeben, oder: er hat vor ihnen die Augen verschlossen. Höchste Religion ist mit Priestertum nicht wohl vereinbar (obwohl sie sich als nach einer Zuflucht nach ihm sehnen mag). Der Priester muss auf einer Stufe zu ihr — bewusst? — stehen geblieben sein. Es ist möglich, dass das Sakrament der Weihe, unter günstigsten seelischen Verhältnissen, diese nachtwandlerische Sicherheit des Glaubens ge-

währt. Tatsache ist es, dass den religiösen, das heisst glaubenssehnsüchtigen Menschen — Religion ist Sehnsucht nach dem Unfassbaren — jedes Sakrament bezaubert, anzieht, lockt. Nicht unwiderstehlich. Leider. — Der Priester ist nicht der höchste Typus Mensch. Denn er ist Art geworden, hat sich seiner selbst entäussert, gleichsam verobjektiviert. Darin liegt seine Macht. Denn die Macht der Nicht-stehen-bleibenden ist einmalig, erschöpfbar, nimmt ein Ende, die des Priesters nicht. Er ist immer wieder derselbe. Der höchste Mensch ist immer ein anderer. Er steigt über sich auf, hinauf, hinauf, bis er verschwindet (um anders wiederzukehren). Der Priester bleibt.

Es gibt heute, da nicht einmal mehr der Soldat Gelegenheit dazu hat, „seinen Mann zu stellen", nur einen Beruf, der, ernst erfasst, echte Mannestugend erheischt, den des Chirurgen. Hier sind Mut, Verantwortlichkeit, Selbstvertrauen, Wille, Sicherheit, Ruhe, zarte Kraft Voraussetzungen des innern Erfolges (der äussere ist von zu vielen, oft unwägbaren Momenten abhängig, als dass ihn der ehrliche Chirurg für sich unbedingtermassen in Anspruch nehmen könnte). Auf der Schneide des Operationsmessers stehen Schicksale, und ein kühner, kaltblü-

tiger Mensch (er muss aber ein warmes Herz haben, sonst ist er nichts als ein schnöder Schneider und Messerheld) entschliesst sich zur Entscheidung. Die schnöde Folie der nobeln Tat ist die grosse Rechnung, mit der sie sich bezahlt macht.

Frauenstimmrecht, Hexensabbat! Die Frauen, wunderbarerweise fast noch Natur geblieben, vom Mond abhängig, elementar, Geschlecht und Muttertum ihr tiefgeheimnisvolles Wesen, und jene kläglichen männlichen Dunstgebilde: welcher Wahnsinn zieht hier den Verbindungsschnörkel! Oder ist es in Gärung übergegangene Geschlechtlichkeit?

Menschenwürde? Woher der Anspruch? Gottähnlichkeit gilt für jedes Geschöpf. Und sonst? Vernunft, du trauriger Stolz Verarmter! Nein, es gibt keine Würde des Menschen, dieses unseligen Wesens, das im Gegensatz zu den andern, die in ihren unzähligen Mannigfaltigkeiten doch immer wieder die innere Einheit der Art bezeugen, durch schnöde Vereinzelung (Individualisation) verworren, geradezu das Chaos darstellt.

Aber es gibt doch eine Würde des Menschen, die er sich nicht erwirbt: sie heisst Gnade, und ihr Ausdruck ist Rasse oder

Genie. (Und wiederum teilt er sie mit Pflanze und Tier, so zwar, dass beide ihm um eine Stufe über dem Chaos voraus sind.)

Was ich nicht ertragen kann: wenn jemand, der es ersichtlichermassen nicht eilig hat, mich, der ich nicht warten mag, mit seiner Trägheit aufhält, nicht darum ansteht, seinen Vorteil auszunützen, mich aber in meiner Bewegungsmöglichkeit sinnlos hemmt. Solche Dickhäuter sagen etwa gar, wenn man der Ungeduld nachgibt, ihnen doch noch zuvorzukommen strebt, geärgert: No, no, Sie werden's nicht so eilig haben! Ihresgleichen hat es niemals eilig, Eilfertigkeit ist ihnen daher ein Ärgernis von vorneherein; es gibt ihrer, die Eilende im Geiste (sit venia

verbo a non lucendo!) hinterrücks mit Vergnügen zu Fall brächten.

Was ich nicht vertragen kann: wenn Menschen, die bloss Atmosphäre sein sollten (Stickstoff), ihre nicht zu vermeidende leibliche Gegenwart leutselig oder aufgeräumt (jovial) kundgeben, etwa: „Nehmen Sie doch Platz" sagen; wenn Menschen, die wie die Mehrzahl zufälligerweise doch auf der Welt sind, innerhalb ihrer sogenannten Stellung (Stellung ist das, was einer nicht ist) sich Anerkennungen herausnehmen, auf die man ja „als gebildeter Mensch" leider nicht mit bloss leiblichen Geräuschen antworten darf; wenn Menschen vor Alter aus Meinungen, die darum nicht wertvoller geworden sind, kein Hehl mehr machen zu

brauchen überzeugt sind, zumal die lieben Lächler, die leidenschaftslos immer bemerken: „Mich werden Sie nicht mehr ändern" (als ob man sich je mit solchen Augiasgedanken beschwert hätte); wenn Menschen . . . . genug: jeder Küchengarten ist mir lieber als eine „Beziehung".

Augen und Stimme sind verwandt. Es gibt kniffige Hautöffnungen mit trüben Gallertkörperchen darin, denen man's anhört, dass sie mit Mädchenlippen früh um acht Uhr auf dem Weg aus der Elektrischen zur Schreibstube einem finnigen, unrasierten männlichen Begleiter — man ist einmal übereingekommen, einander täglich (bis auf weiteres) vor der amerikanischen Schuhniederlage zu „treffen" — für Vorübergehende berechnet zurufen (dreimal): „Aber gehen Sie, Sie waren auch einmal so!" Man nennt das in Handelsschülerkreisen schnippisch.

Arme Teufel übrigens, diese rasselosen Augen, deren Wäsche waschende Mutter die „russische" Bluse der gebildeten Tochter wie ein fremdes Idiom verständnislos gelten lässt; der Vater ist von acht bis drei Uhr Amtsdiener, nachts Kapellmeister in „Bellevue" und kuppelt in den Pausen zugunsten von Kavalieren der Bankbranche, von denen plötzlich, um die Ecke, einer sein Sohn sein kann.

Was Menschen früh zu tun imstande sind (man muss dabei daran denken, dass „früh" ausserhalb unsrer ekeln Städte reine kühle Luft, betaute Wiesen, erwachende Wälder, zwitschernde Vögel, klares Licht, grüner Duft heisst): die Zeitung zu lesen, Klavier zu spielen und Karten (im „Aussichtswagen"; Gatten und Väter nämlich, die täglich aus der Sommerfrische zum Ernst des Lebens zurückkehren).

Menschen, die bloss einen Beruf haben, das heisst eine Haut, die sie mit einem nicht näher zu bezeichnenden Ich=Nicht-ich ausfüllen, brauchen, was sie Zerstreuung heissen: etwa einen stickigen dunkeln Ort, wo man sich unter mehr oder minder bekannten Seinesgleichen an runden Tischen, die ein Kerl im Frack mit einem Tuche zu säubern durch Bewegungen vorgibt, aufatmend niederlässt, um ohne Bedürfnis ein Getränk hineinzugiessen und mit Geschwätz bedrucktes Papier zu lesen. Zu Hause haben sie ein verblühtes Weib, das inzwischen mit der

Köchin um einen Rostbraten für den Herrn bemüht gewesen ist und dem sie einmal in sagenhafter Vorzeit, als sie mehr Haare und weniger Bauch, sonst aber sich ganz wie jetzt besessen hatten, irgendwo im Salzkammergut auf einer Kahnfahrt Worte gesagt haben, deren sich die Sklavin jetzt noch, während sie Strümpfe stopft, zu erinnern imstand ist, und Kinder, von denen der Knabe bereits ein Café chantant zu schätzen weiss, das Mädchen zu Weihnachten Hausschuhe zu sticken versteht und auf Photographien von Schauspielern spart.

Ein verstorbener Bekannter, Herr Andreas von Balthesser, — Gott hab ihn selig; er hat ein böses Mundwerk besessen und es auch immer „so gemeint" — hat mir einmal Folgendes entwickelt: Ein Kollege ist ein Faultier, das seinen Ast manchmal verlässt, um sich auf den des andern zu — „schwingen" wäre der naturgeschichtliche Ausdruck; aber es liegt zu viel natürliche Geschöpfgrazie darin. Ein Kollege ist ein Mensch, der, wenn er nicht selbst darum gefragt wird, fragt: „Was gibt es Neues?" Ein Kollege ist ein Mensch, der ausserhalb der vier

Wände, die die Kollegialität ausmachen, den Hals brechen könnte, ohne dass man's merkte: innerhalb dieser vier Wände gäbe er damit andern Kollegen — sie sind wie der Sand am Toten Meer — immerhin Gesprächsstoff. Ein Kollege wird durch Aufstehen begrüsst, mit einer Zigarette bewirtet, auf die mit andern Kollegen zu erörternden, am Tage liegenden Eigenschaften immer wieder geprüft und durch die hinter ihm geschlossene Türe bis zum nächsten Mal erledigt.

Der Klingelbeutel und sein Träger sind eine Einrichtung, die man in der Grossstadt nur unbesehen noch gelten lassen kann; denn besehen erweist sie sich als unerfreulich, zumal wegen der hässlichen Geschäftsmässigkeit, mit der sie verwaltet wird. Diese Handlanger, die so wenig der anheimelnden Erscheinung des würdigen ländlichen Messners genügen, machen kein Hehl aus ihrer Äusserlichkeit; über der schäbigen Zivilkleidung hängt ohne jeglichen wahrhaftigen Zusammenhang der Talar als eine bloss entlehnte sinnlose Sache, und das noch weniger als das

kaum verhüllte Alltagsgewand dazu passende Alltagsgesicht des seine Danksagung abmurmelnden Faktotums wirkt als eine Herausforderung. Überhaupt sollte die katholische Kirche den verblichenen Rahmen ihres Kultus ja nicht der Zeit überantworten; Restaurierungen sind schwere Schädigungen der Tradition, ihres Nährbodens. Aber wie wenige Pfarreien beachten das, und der geschmacklose Einfluss unkultivierter Menschen macht sich immer unleidiger bemerkbar. Das ist um so mehr zu beklagen, als die Kirchen bei dem wütenden Vandalismus, der in unsern Städten überall ungehemmt am Werk ist, binnen kurzem das Einzige sein werden, was uns von einer erlauchten Vergangenheit übriggeblieben ist. Zerstören ja bereits die grossen Herrn,

die es wahrlich nicht nötig hätten, ihre Paläste und sehen unbewegt zu, wie an die Stelle dieser steinernen Monumente, die die Züge einer Stadt sind, gemeine Fratzen des Bodenschwindels treten.

Täglich seit Jahren seh ich wie eine Erscheinung aus irgendwo versteckt verharrender Vergangenheit eine alternde Mutter ihren inzwischen zum langen Bengel aufgeschossenen Sohn zur Schule geleiten. Nichts weniger als modisch, ja auch nur gefällig gekleidet, mit platten Füssen in flachen Schuhen den schwankenden Gang der ans geschäftige Laufen gewöhnten kleinen Hausfrau tretend, trabt sie neben dem Inhalt ihres sorgenden Lebens her, ein in seiner Hässlichkeit rührendes Bild einer sonst nur in der Provinz noch gedeihenden altmo-

dischen Gattung Weib, arglos, blind zwischen verführerischen Plakaten, wo ihre jüngste Schwester, das bloss auf die Sinnlichkeit wirkende Geschlechtswesen, ihren biegsamen Leib, ihre reizende Entkleidung triumphierend in die Zeit der rasenden Automobile reckt.

An dem linken Flügel eines grün gestrichenen breiten Palasttores ist ein Einschnitt angebracht, der zum Einwerfen von Briefschaften bestimmt ist. Er wirkt in seiner schlichten Altertümlichkeit wie ein Türklopfer, und merkwürdigerweise vermittelt er auch genau so wie die tiefen alten Höfe hinter der Einfahrt das Gefühl von Grösse. Unsre modernen Verkehrseinrichtungen, so gewaltig etwa der Eindruck einer Lokomotive, so massig der eines Automobilomnibus sein mögen, wirken nicht gross. Sie beschäftigen sofort durch das vorherrschende Konstruktive

den Intellekt, und hierin liegt ihre zeitgerechte Schönheit, eine Schönheit ausserhalb der gefühlsmässigen Ästhetik. Aller scheinbar gelungenen Versuche ungeachtet spreche ich diesen zum Teil sehr angenehmen Erzeugnissen des technischen Zeitalters poetische Wirkung aufs entschiedenste ab. Das Telephon hat in einem Gedicht nichts zu suchen.

Immer kürzer ist bei unsern Kindern die Epoche der Romantik bemessen. Nicht die Schule ist die Zerstörerin, sondern der Zeitgeist. Es ist nicht anders möglich: die Ära der Funkentelegraphie duldet an Weltentrücktheit nur das Unumgängliche. Schon was die Kleinsten täglich, unaufmerksam, hören und sehen, das elektrische Licht, das ihr Zubettegehen begleitet, die elektrische Klingel, mit der man ihre Wärterin, ihre Mahlzeit herbeiruft, der Aufzug, in dem sie, vom längst lebensgefährlichen Spaziergang beimkehrend, zur Wohnung befördert werden,

selbst der rote Luftballon, der sich zum walzenförmigen Luftschiff hat umgestalten lassen müssen: alles formt unablässig an der Seele des neuen, des durch Bereicherung verarmten Kindes.

Es ist nicht wahr, was Franz im Götz ruft, dass das von einer Empfindung übervolle Herz den Dichter macht. Gerade das Gegenteil ist wahr. Das ganz von einer Empfindung erfüllte Herz ist viel zu schwer, viel zu dumpf, viel zu unklar dazu. Erst wenn die Fülle des Herzens sich auf seinen Grund gesenkt, ja sich durch die Adern ergossen hat, wenn der Himmel der Besonnenheit wieder geklärt ist, kann, was im Dunkel der Fülle unaussprechlich erlebt worden ist, hervorgehen an das harte Licht der Worte.

Was man als Aberglauben (vor allem von sich selbst) abzutun sich befleissigt, ist eine tastende dunkle Art, sich mit dem Geheimnis des Lebens auseinanderzusetzen. Man darf die Formeln des Aberglaubens freilich nicht wörtlich nehmen, aber ihr Wesen hat Sinn, nämlich tiefern Zusammenhang mit dem nie zu betretenden Mittelpunkt unseres Geschicks. Lükkenloser Zusammenhang ist, was wir als Leben und Tod, Tag und Nacht zu scheiden uns vermessen. Und dass wir in der Zeit weiter zu sein, also zu werden und irgendwie zu endigen, also eine Richtung

von wo weg zu haben meinen, ist nur ein unserer Art zu denken angemessenes Bild, eine Hilfe, ein Zeichen und ein abgekürztes Verfahren der Erlebensmöglichkeit. Gleichzeitig hat sozusagen das Umgekehrte statt. Denn es gibt im Mittelpunkt, der gleichsam ihre letzte Verdichtung ist, keine Bewegung. Unser Denken geht, die innere Anschauung steht still und mit ihr, plötzlich, auch die Welt.

Falsche Scham ist die grösste Feindin der Wahrheit. Lüge als ihr Gegenteil und Gegenüber kann ihr nie so sehr schaden wie jene kleine Feigheit, die an ihr so lange herumnagt, bis sie sich selbst kaum mehr kennt.

Unter Religion hat die grobe Vereinfachung und Veräusserlichung des Zeitgeistes, den wir historisch durch noch grössere Übersichtlichkeit zu begreifen meinen, während wir ihn unbedingt nur falsch sehen können, immer das Bekenntnis zu einer Religion verstanden, während Religion gerade ausserhalb des Bekenntnisses lebt, im Bekenntnis zur Puppe erstarrt schläft. Bekenntnis ist dem Religiösen Bedürfnis, weil er gerne die Tatsache der Religion, sich zur Religion bekennt; Bekenner eines Bekenntnisses verwech-

seln das mit ihrer Reglosigkeit und reklamieren ihn, und er lässt sich, was ihm nicht gefällt, gefällig gefallen.

Gewissen macht nicht nur Feige aus uns allen, wie der feige Hamlet in begreiflicher Projektion seiner psychischen Veranlagung auf alle meint: manches mutige Gewissen ist nicht Einbildung oder Angewöhnung, sondern eine der wenigen seelischen Tatsachen. Dass das Gewissen von der landläufigen Moral imprägniert ist, tut seinem Wesen, dem einer Mahnung an unsern willenlosen Kern, keinen Abbruch. Das eben ist die Wahrheit des Gewissens: es ist der Hemmschuh unsres Willens; aber nicht feig ist der in seinem Willen Gehemmte,

sondern frei. Der Wille ist das wahrhaft Unfreie im Menschen, das, was mit ihm durchgeht, was ihn aus sich herausreisst zu der von ihm entbundenen Tat. Los vom Willen ist die Losung des Starken, und es gehört mehr Mut dazu als zur immer blinden Entschliessung, der beim gebornen Feigen die Reue folgt.

Wundervolle Müdigkeit, Nachgiebigkeit an das uns von uns selbst Erlösende! Nichts ist dem Glücksgefühl des im Übergang zum Schlaf sich selbst noch, schon halb traumhaft, Beobachtenden zu vergleichen, wenn er spürt: Jetzt entschweb ich mir, jetzt nah ich der Grenze, wo ich von mir genommen werde, als Ich aufhöre. Ob der Tod dieses Gefühl gesteigert gibt? Das Korrektiv, der Massstab des Wiedererwachtseins fehlt. Das heisst, wir können ihn uns nicht denken. Aber in unserm Wunsch danach liegt seine Bestätigung. Denn es gibt keinen Wunsch,

der nicht, wie die Flamme von einem ungewissen Kern, unbewusst von der Erfüllung lebte.

Warum können Menschen, die einander „kennen gelernt“ haben, nicht ein für allemal die freundliche Abmachung treffen, dass der gegenseitige Gruss, worin von nun an auf Lebenszeit die lästige Beziehung einzig bestehen müsste, nicht geübt werde? Wie angenehm würde sich unter solchen Umständen die Qual, die heute Verkehr heisst, gestalten!

Ich hatte — solche Handhabungen (Manipulationen) wirken erfrischend — einige Bilder, weil eine Anzahl neu gerahmter angelangt war, umgehängt. Dabei war mir, in einem Badezimmer, eine französische farbige Lithographie, die Saharet von Biais, neben eine Reproduktion der Susanna von Tintoretto geraten. Als sie nun friedlich nebeneinander hingen, war mir plötzlich eine alte Erkenntnis aufgegangen (es gehen einem nur alte Erkenntnisse auf): dass das Weib der Alten (wozu man ja immerhin schon den grossen Venezianer rechnen mag in unsrer

über alle Vorstellung veränderten Zeit) nicht reizend gewesen ist, sondern schön, sozusagen auf eine uns unerreichbare fremdartige Weise schön. Unser Weib — das etwa seit der französischen Revolution datiert — ist verheissende Verhüllung (ohne Erfüllung), das „alte" ist enthüllte Fülle. Wir sind eben keine Sinnenmenschen mehr, wir vergnügen und begnügen uns am Reiz von rauschenden Unterröcken, von durchsichtigen Strümpfen.

Eine melancholische Betrachtung ergibt sich aus der Erwägung, dass gefährliche Schicksale Überlebender dem einst nächsten Toten nichts mehr bedeuten. Entsetzlich scheint mir die Vorstellung eines den verstorbenen um Jahrzehnte überlebenden Ehegatten: ein sinnlos ausgedehntes Noch-immer. Aber fast noch trauriger ist das Sichzurechtfinden im Weiterdasein, zum Beispiel, wenn Kinder einem toten Vater bloss für die Mutter, die jener sozusagen noch gar nicht gekannt hat, heranwachsen und ihr ganzes Leben ohne den Erzeuger hingeht. Nicht

vorstellbar sind die Gefühle eines den Verlust des Gatten immer gleich schwer empfindenden Verwitweten. Aber die Tatsache der „jeden Schmerz heilenden" Zeit hat, zu Ende gedacht, etwas Trostloses, ja Gemeines.

Ohne Wichtigtuerei in irgendeinem Sinn (der wahrhaftige Bedeutung bloss im spielenden Dasein der Kinder hat) ist das Leben eine quälende Aufgabe, die nur unbedingte Liebe zu einem oder dem andern gleichfalls dazu Verurteilten immer wieder erleichtert. Ein einsam in der Welt stehender Mensch, der nicht wenigstens eine verlorene mit Beziehung erfüllte Vergangenheit betrauert, hat etwas geradezu Grauenhaftes. Hier liegt die Quelle der Religion, die aus dem Bedürfnis nach Ergänzung stammt, also das Wesen des Menschen — und zwar auf das reinste und tiefste — symbolisiert.

ANEKDOTEN

Geselligkeit

Ein Konsul war auf der Rückreise nach Europa in Konstantinopel angelangt. Weil er sich da einige Tage aufzuhalten gedachte, gab er, der seine Pflichten kannte, bei den Mitgliedern der Vertretung seines Vaterlandes und ihren Damen seine Karten ab und ward denn auch alsbald vom Botschafter und seiner Gemahlin zum Speisen gebeten. Es war eine liebenswürdige kleine Gesellschaft miteinander vertraulich verkehrender Paare versammelt. Man ging zu Tische. Dem fremden Gaste

war der Platz neben der Hausfrau angewiesen. Als einer der letzten Gänge erschienen Artischocken. Die damit zuerst bediente Dame verzichtete auf die Speise. Der Gast als nächster nahm davon aus Höflichkeit, obwohl er nicht wusste, wie er die grünbraune Frucht zu behandeln hätte. Er wollte vorsichtig abwarten, was die andern damit anfangen würden. Aber einer nach dem andern, Herren wie Damen, lehnten sie ab, so dass er mit seinem Stück verlegen allein blieb. — Später hat er erfahren, dass das Manöver zwischen den Teilnehmern ihm zu Ehren vereinbart gewesen war.

Verkehr

Die jungen Damen einer Provinzstadt, wo seit kurzem ein vornehmes Kavallerieregiment lag, gewöhnten sich während einiger vergnügter Jahre im Ballsaal, auf dem Eise, auf dem Tennisplatze so sehr an den Verkehr mit den aus Not gefälligen Prinzen und Grafen, dass sie sich ihrer Verwandten, zum Teil auch ihrer Eltern schämten, ja einander schliesslich, nach einer subjektiv verschiedenen Skala, als mehr oder minder aristokratisch einschätzten und verachteten. Die

sonst üblichen Bezirksrichter, Advokaturskonzipienten und Infanterieoffiziere wurden, soweit sie es nicht selbst vorzogen, die ihnen ungemütliche Geselligkeit zu meiden, mit ausgesuchter Unhöflichkeit behandelt und endlich mit Erfolg abgestossen.

Als das lächelnd verwöhnte Regiment in eine andere Stadt verlegt und durch ein minder auserlesenes ersetzt worden war, galten die Mädchen, inzwischen etwas älter, den neuen Gästen bald als hochmütig. Die Offiziere suchten unter den inzwischen herangewachsenen jungen Damen einer (nach der Meinung jener) minderen Schicht die ihnen gern gebotene Gemütlichkeit, und es gab allmählich eine ganze Reihe von Bräuten dieser so mit entschiedenem Gewinn sich

verehelichenden Reiter, während die seither in Rang und Einkünften vorgerückten Zivilisten so lang in trotziger Reserve blieben, bis ihrem unbefangenen Nachwuchs in aller Stille die verblühten „Aristokratinnen" eine um die andre, bürgerlich resigniert, zugefallen waren.

Repräsentation

Ein Minister hat ausser andern Obliegenheiten auch die meist nicht weiter geprüfte Pflicht, auf sogenannten Repräsentationsbällen eine ihm zugewiesene „Lady patroness" in den Saal zu führen.

Ein Mann, der an seinem Lebensabend seiner Fachkenntnisse wegen Minister geworden war, hatte sich rechtzeitig im Empfangsraum der Örtlichkeit, wo jene Bälle betrieben werden, eingefunden. Da er die Dame, der er zur Verfügung gestellt war, nicht kannte, übrigens kurzsichtig

war, liess er sich nach ratloser Musterung der Anwesenden von einem eiligen Komitee-Jüngling sein schönes Schicksal zeigen und drängte sich beflissen ihr entgegen durch die Versammlung. Die Dame, die seit Jahren wegen ihres klangvollen Doppelnamens von den geschmeichelten bürgerlichen Veranstaltern solcher öffentlichen Zwangsarbeiten um ihre auszeichnende Gegenwart gebeten ward, hatte sich, umgeben von einigen jungen Leuten ihres Kreises, eben auch den ihr bestimmten Kavalier weisen lassen und sofort zur grössten Belustigung ihrer Freunde erklärt, dass sie ihm, der ihr missfiel, den Arm versagen werde. „Fällt mir gar nicht ein," sagte sie, durch ein übermütiges Lachen ihre glänzenden Zähne entblössend. Und dabei blieb es.

Als der schwerfällige Würdenträger, endlich vor ihr angelangt, mit einer umständlichen Verbeugung sie um die ihm zugedachte Ehre bat, bedauerte sie lebhaft, schon vergeben zu sein, ergriff den Arm eines tadellos frisierten Majoratsherrn und rauschte an der verblüfften Exzellenz vorbei in den musik- und lichterfüllten Saal.

Kleiderordnung

Ein junger Verwaltungsbeamter von guten Sitten und gefälliger Erscheinung, der mit seiner hübschen reichen Frau das erstemal zum Frühstück auf ein dem Amtsorte nahe gelegenes Schloss geladen war, schämte sich, einen gewiegten Freund, den, da er gleichfalls dahin zu Tisch gebeten war, das Ehepaar aufgefordert hatte, mit ihnen hinzufahren, um Rat zu fragen, wie er sich passenderweise zu kleiden hätte. Nach längerem Zögern hatte er sich, obwohl es Sommer war, zum Gehrock entschieden, fand

aber, als er in den Salon trat, die kleine Gesellschaft von benachbarten Gutsbesitzern in der zwanglosen Tracht der Jahreszeit versammelt. Obwohl ihm dieser Verstoss gegen die Sitten einer mit Eifer bewunderten Schicht den Appetit und den Nachmittag verdorben hatte, liess er sich auf dem Rückweg mit dem Begleiter darüber in ein Gespräch ein, indem er aus seiner vorgeblichen Kenntnis der Kleiderordnung nachzuweisen suchte, dass er allein das Richtige getroffen hätte.

Das nächste Mal war er zwar, gewitzigt durch die peinliche Erfahrung, vorsichtiger, musste es aber betroffen erleben, dass sich ein weltgewandter junger Diplomat lässig in einem tadellosen Gehrock bewegte.

Inkognito

Ein junger Mann, dem es ein kitzelndes Vergnügen bereitete, in einem grossen und teuren Gasthofe bei der Ankunft wie im Speisesaal von den Bediensteten „Herr Graf" angesprochen zu werden, glaubte zu bemerken, dass man ihn, als (was er nicht hatte hindern können) sein bürgerlicher Name bekannt geworden war, minder ehrerbietig behandelte, indem man ihn einfach mit seinem Namen ansprach, und rächte sich bei der Abreise an der Gleichgültigkeit des Personals durch un-

geheuerliche Trinkgelder, worauf ihm, wie aus Versehen, der Portier noch einmal den Grafen an den Kopf warf. Er fuhr befriedigt, leutselig aus dem Wagen winkend, davon.

Selbstbewusstsein

Einen hochgewachsenen jungen Menschen von guter Haltung und sicherem Auftreten, der, da er täglich an dem schönen Gebäude vorüberging, sich einmal dazu entschlossen hatte, die Bildergalerie eines gräflichen Palais zu besichtigen, verdross es, dass er gleichsam nur auf dem Umweg über die Kunst dieses ihm sonst unerreichbare Haus betreten durfte, und da ihm in dieser gereizten Stimmung beim Verlassen des Portals der Türhüter die Gästen des Hotels gegenüber gewiss be-

obachtete Unterwürfigkeit vermissen zu lassen schien, wandte er sich in einer geflissentlich hochfahrenden Weise nach ihm um, blieb sogar stehen, um jenem Frist zu geben, auf irgendeine Art sich ersichtlich unterzuordnen, und verabreichte dem etwas Erstaunten schliesslich ein grosses Geldstück, als wollte er sich wenigstens damit auf einen Fuss mit Besuchern setzen, denen es wohl selten einfallen mochte, zum Hausherrn zu sagen: Geh, Niki, zeig mir einmal eure Bilder.

Würde

Der Kommissär einer Bezirkshauptmannschaft betrat, auf der Reise nach der Hauptstadt begriffen, während eines längeren Aufenthalts das Bahn-Postamt einer von seinem Amtsort nur wenig entfernten, bereits dem Nachbardienstbereich angehörigen Station, um eine Depesche aufzugeben. Da er, den kahlen Raum, ohne den Hut vom Kopfe zu nehmen, durchschreitend, sich dem Schalter näherte, sagte der grämliche Postbeamte ziemlich laut und scharf: „Ich bitte, den

Hut abzunehmen; Sie sind in einem kaiserlichen Amt.“ Jenem schoss das Blut ins Gesicht. Er zuckte nach der Hutkrempe, liess die Hand aber herabsinken, steckte das vorbereitete Schriftstück, es heftig zerknitternd, in die Tasche seines Überrockes und, das mit Leberflecken und Bartstoppeln bedeckte hässliche Gesicht des sogleich von namenlosem Hass erfüllten Mannes hinter der Milchglasverschalung mit herausforderndem Ausdruck musternd, rief er: „Sie wissen nicht, mit wem Sie es zu tun haben!“ und verliess hochaufatmend das Lokal.

ANHANG

Deutscher Sprachschatz

Ein Nachschlagebuch

Der Historiker

Seine Geduld war erschöpft. Der Krug war so lange zum Wasser gegangen, bis er brach. Vergebens versuchte die Opposition, indem sie sich jetzt offen mit der Revolution verband, die Situation im Sinne ihrer Auffassung derselben ins Treffen zu führen. Es war die vollste Genugtuung für den ob seiner bisherigen Wankelmütigkeit so oft und, wie Schreiber dieses von einem überlebenden vertrauten Zeugen der ewig denkwürdigen Ereignisse der grossen Tage des freisin-

nigen Bürgertums weiss, nicht zu Unrecht bitter Getadelten, dass er jetzt, da keine Zeit mehr zu verlieren war, den Träger der obwaltenden Staatsräson mit der einen Hand in die Wagschale warf, während sein Entschluss angesichts der sich immer mehr verdichtenden Parole des Tages nach wie vor feststand.

Interview

Und glauben Exzellenz an eine nahe Wiedergeburt der Partei?

Ich möchte nicht zuviel sagen. Überhaupt bin ich, wie Sie wissen, kein Freund von Prophezeiungen, die sich nicht bewähren. Aber in diesem Augenblicke, wo alles auf dem Spiele steht, was in unserm teuern Vaterlande noch an eine bessere Zukunft glaubt, will ich es dennoch als langjähriger Verehrer Ihres Blattes nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, dass die Zeichen der Zeit nicht mehr zu übersehen sind.

Antwort

Angesichts des Vorangeführten und im Hinblick auf die zweifellose Inangriffnahme des in Rede stehenden Gegenstands erscheint die diesbezügliche Angelegenheit vom Standpunkte der stattgefundenen Stellungnahme selbstredend der tunlichsten Förderung in der Richtung auf eine hinsichtlich der einschlägigen Massnahmen in Betracht zu ziehende aufrechte Behandlung derselben . . .

Bescheid

Unter Bezugnahme auf die im Anschluss mitfolgende mehrerwähnte diesfalls stattgehabte Beaugenscheinigung wird der in der gegenständlichen Angelegenheit erhobenen Beschwerde des Genannten im Grunde des . . . und unter Heranziehung der . . . keine Folge gegeben.

Literatur fürs Leben

Wenn wir den Standpunkt des Dichters in dieser Periode seiner Betätigung als Gedankenlyriker ins Auge fassen, so finden wir nicht nur ..., sondern auch ... Die Strophe, welche nach dem Schema aa bb ab ab gereimt ist, gipfelt darin, dass einerseits im Eingange dem Verlangen Ausdruck gegeben wird, anderseits in der vorletzten Zeile sich die Resignation meldet.

Nachruf

(am offenen Grabe)

Viktor Polaczek! Nassen Auges treten wir zum letzten Male an Dich heran, und unsrer bedrängten Brust entringt sich der schluchzende Ausruf: Leb wohl!

Denn er war unser ... In dieser feierlichen Stunde, da wir Deinen Leib zur Erde bestatten, der Dein freier Geist sich stets fernzuhalten wusste, ist es uns, als ob Du noch einmal mit den auf immer erkalteten Lippen murmeltest: Und sie bewegt sie doch. Ja, Teurer, hier geloben wir ...

Der Humorist

Zweifelsohne sass ihm der Schalk im Nacken. Ich fürchte, schon bereits zu viel gesagt zu haben: Das schöne Geschlecht neigt sich bedenklich der Philosophie des Unbewussten zu. Probatum est, vulgo Pröstchen.

Literarhistoriker
(Ältere Richtung)

So schreitet er mit nachtwandlerischer Sicherheit zwischen den Extremen durch, während die andern Poeten dieses Kapitels die Zinne der Partei nicht verlassen. Oft empfing er den Besuch der Muse ausserhalb der engeren Heimat in kernigen Epigrammen gegen die Schmach des Jahrhunderts. Voll und ganz repräsentiert er alle Schattierungen vom wetterfesten Realismus seiner Anfänge bis zu jenem schrankenlosen Idealismus, mit dem er an der

Schwelle des Greisenalters schon wie ein Sendbote aus einer bessern Welt seine noch immer leichtbeschwingte, aber von ihm selbst bewunderungswürdig hochgehaltene Kunst adelte.

Hiezu bemerkt der Vorsitzende, dass, nachdem von den Anwesenden in das vorgelegene Projekt Einblick genommen und gegen dasselbe keine weitere Einwendung erfolgt sei, an den nächsten Punkt geschritten werde, wobei er einvernehmlich feststellt, dass hinsichtlich desselben eine Erklärung der im Vorstehenden angeführten Vertreter der Beteiligten vorliegt, dahin gehend, dass von dem beregten Zusatz abzukommen ist, gegen dem, dass die Gegenseite ihre dies-

bezüglich eingenommene Anschauung dem obigen Standpunkt entsprechend in der Richtung einzuschränken bereit erscheint . . .

Literarhistoriker

(Neuere Richtung)

Die Aufgabe wird erschwert durch die Tatsache, dass ähnliche Gefühlswirkungen auch von Persönlichkeiten ausgelöst werden, die ausserhalb des engeren Kreises stehen. Wir verweilen deshalb länger bei den weltanschaulichen Grundlagen dieser Epoche deutschen Geisteslebens, weil hier der Generation ein Spiegelbild entgegengehalten wird, das zum Leitstern späterer sich in ähnlicher Richtung bewegender Versuche geworden ist.

Der moderne Essayist
(Wiener Note)

Diese Spiegelung des immanenten Charakters blendet den mit uns herangetretenen Aussenstehenden. Näher Zublickende sehen darin eine Trübung des Essentiellen. Mit Kraft in Anmut spielerisch ergeht sich hier eine überleitende Daseinsfrömmigkeit, die lächelnd dem lieben Leben sich zu versagen weiss. Wie jenes hohe Wort des kalten Cervantes mahnt die erfrorne Lebendigkeit der Dinge immer wieder an das eine. Nicht darauf zu ver-

gessen bleibt, dass diejenige Seltsamkeit, die chamissoesk wachträumt, hier wie bei keinem der Neueren sonst sich beiläufig findet.

Älterer Essayist

Letztinstanzlich haben die doch recht, die da meinen, es käme beim Dichten denn doch auf die darunter gemeinte moralische Erhebung an. Und so soll es auch trotz des Huronengeheuls der Nietzscheaner und sonstigen Aner (nicht umsonst heisst âne das bekannte Grautier) bis auf weiteres bleiben.

Der grosse Dichter

(In eigner Sache)

Dies getan, durch erfreulich zugelangte Aussprüche teilnehmender Mitfreude im geruhigen Schaffen bestätigt, war es ein leichtes, jahrelang für schön Erkanntes rein aus sich herauszustellen. Ein Streben solcher Art, mannigfach übersehen, wird sich immer wieder stärker erweisen als unbelehrte, an Wände geworfene Gegenrede.

Das Bankhaus

Zufolge Ihrem Werten vom — erkennen wir Sie für — wegen — mit —

Die Ankündigung

Mit Gegenwärtigem beehren wir uns, unseren p. t. Interessenten offenhabendes Assortiment hochmodernster Saisonartikel in niedrigster Preislage bestens zu rekommandieren.

Wir empfehlen uns auch zu sonstigen geschätzten Aufträgen stets mit besonderer Hochachtung bereit.

Der Privatbrief

(in die Schreibmaschine diktiert)

Dein liebes Schreiben vom — beantworte umgehendst. Gewünschtes habe in Auftrag gegeben. Dich und Emilie wohl hoffend teile mit, dass auch wir bei bestem Wohlbefinden. Anna schliesst sich grüssend an.

Die Ansichtskarte

Wie geht es Euch? Haben lange nichts von Euch gehört? Was treibt Ihr? Fritz lässt die Hand küssen. Er laboriert an seinem obligaten Frühjahrsschnupfen. Trude und Bill unberufen kreuzfidel. Lasst bald von Euch hören. 1000 Umarmungen. Deine Kathi.

Der Klubobmann

(Generalredner pro)

Ich kann nicht umhin, dem lebhaften Befremden (Hört, hört!) Ausdruck zu verleihen, dass die berechtigten Erwartungen, die unsre Partei an das Zustandekommen der Vorlage, betreffend ..., geknüpft hat, wieder einmal der Enttäuschung entgegengehen sollen. Das soll uns jedoch nicht hindern, unvorgreiflich unserem prinzipiellen Widerstande . . .

Kunstreferat

Gleich beim Betreten der Ausstellung fällt uns die lebensgrosse Plastik in die Augen, die der Katalog Mutterfreuden getauft hat und welche uns, wie wir bei der Menge des Gebotenen vorläufig nur feststellen wollen, wieder einmal von der Schaffenskraft unsres heimatlichen Meisters . . . überzeugt hat.

Feuilleton-Roman

Der Oberst richtete sich hoch auf. Seine Brust zitterte. Mit ausgestreckter Rechten wies er nach der Türe. Hinaus! donnerte er. Euphemie wand sich unter seinem harten Blick. Ihre Nüstern flogen. Endlich mit einem katzenartigen Sprung verschwand sie ... Der Oberst sank kraftlos in den hohen Lehnstuhl zurück. Vor seinen Blicken gaukelten die Bilder seiner glücklichen Kindheit.

Die letzten Überlebenden

Eure Exzellenzen, meine sehr geehrten Herrn, liebe Freunde!

Eingedenk der schönen Worte unsres unvergesslichen, leider bereits seit Jahresfrist verewigten Freundes . . . ., die uns allen zumal an diesem Platze zuversichtlich noch in der Seele nachzittern, bedarf es nicht des Hinweises auf alles, was uns hoch und teuer ist von den Idealen, die uns seinerzeit auf die Barrikaden geführt haben. Eure Exzellenzen, meine hochverehrten Herren! Wir sind diesen Idealen treu geblieben.

Abiturientenfestrede

Wenn wir jetzt hinaustreten ins Leben, das wie die Morgenröte die Spitzen der fernen blauen Berge vergoldet, gedenken wir nicht mit nie versiegender Begeisterung — einige an der Schwelle der Alma mater, aber nicht minder auch die andern, die sich nicht dem Universitätsstudium in die Arme werfen — der zurückgelegten Knaben- und Jünglingsjahre und der zu bleibendem Gewinn von den verehrten Herren Professoren eingesogenen Kenntnisse?

Moderner Roman

In des jungen Abel Wölflins Stimme war eine tiefe Leere, und wie er nun müde die blasse Hand hob, lag in dieser halben und wie verwelkten Gebärde die ganze Trostlosigkeit des Lebens. Erna zitterte. Sie sah diesen Menschen, der da vor ihr sass wie ein Ding, dem aller Sinn genommen ist, mit Augen an, die sich von innen nach aussen hoben, und vor denen ihr graute.

Toast

Weil niemand von den Anwesenden bisher der Damen gedacht hat, die unsern Kreis in so reicher Fülle zieren, ist mir die ehrenvolle Aufgabe zugefallen, diesem Ausdruck zu geben. Ich entledige mich der, wie gesagt, ehrenvollen Aufgabe, indem ich mein Glas erhebe und Sie bitte, einzustimmen in den Ruf: Sie, die uns durch ihre stets willkommene Gegenwart daran erinnern, was wir ihnen schuldig sind, die schönen Frauen und liebreizenden Mädchengestalten unserer bezau-

bernden Vaterstadt, aber auch die Damen der liebwerten Gäste, die es sich nicht haben verdriessen lassen, uns hier beim Klange der Becher aus weiter Ferne aufzusuchen, wofür wir ihnen nicht genug danken können, sie leben hoch, hoch, hoch!



WERKE VON RICHARD SCHAUKAL

Gedichte, 1893. Rückkehr. Ein Akt, 1894. Verse (1892—1896), 1896. Heinebreviarium, 1897. Meine Gärten. Einsame Verse, 1897. Tristia. Neue Gedichte, 1898. Tage und Träume, 1899. Sehnsucht. Neue Verse, 1900. Intérieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen, 1901. Vorabend. Ein Akt in Versen, 1902. Einer, der seine Frau besucht, und andere Szenen, 1902. Von Tod zu Tod und andere kleine Geschichten, 1902. Pierrot und Colombine oder das Lied von der Ehe, 1902. Das Buch der Tage und Träume (2. Ausgabe), 1902. Ausgewählte Gedichte, 1904; 2. veränderte Auflage (in 2 Bänden), 1909. Mimi Lynx. Eine Novelle, 1904. E. T. A. Hoffmann, 1904. Wilhelm Busch, 1904. Grossmutter. Ein Buch von Tod und Leben, 1906; 2. Auflage, 1911. Verlaine-Heredia. Nachdichtungen, 1906; 2. Auflage, 1914. Kapellmei-

ster Kreisler. Dreizehn Vigilien aus einem Künstlerdasein, 1906. Giorgione oder Gespräche über die Kunst, 1906. Literatur. Drei Gespräche, 1906. Eros Thanatos. Novellen, 1906; 2. verbesserte Auflage, 1911. Richard Dehmels Lyrik. Ein Versuch, 1907. Die Mietwohnung, 1907; 3. vermehrte Auflage, 1912. Schlemihle. Drei Novellen, 1907; 2. Auflage 1908. Prosper Merimée. Ausgewählte Novellen in deutscher Nachdichtung. I. Band, 1907; II. Band, 1914. Leben und Meinungen des Herrn Andreas von Balthesser, 1907; 6. Auflage, 1911. Buch der Seele. Gedichte, 1908. E. T. A. Hoffmann (Einleitung zu den Ausgew. Werken in 8 Bänden), 1908. Barbey d'Aurevilly, Vom Dandytum und von George Brummell, 1908. Vom Geschmack. 1. und 2. Auflage, 1910. Vom unsichtbaren Königreich, 1910. Beiläufig. Sprüche, 1913. Neue Verse, 1908—1912, 1913. Die Märchen von Hans Bürgers Kindheit, 1. und 2. Auflage, 1913.

Dieses Werk wurde im Auftrag von Georg Müller in München gedruckt bei Mänicke und Jahn in Rudolstadt, nach Entwürfen von Paul Renner gebunden bei Hübel und Denck in Leipzig. Fünfzig Exemplare wurden auf van Gelder Bütten abgezogen und in der Presse numeriert.


Princeton University Library
32101 069153169


Princeton University Library
32101 069153169

